Die Grandidiers.

Dritter Band.

Die Grandidiers.

Ein Roman aus der französischen Kolonie

von

Julius Rodenberg.

Dritter Band.

Stuttgart und Leipzig.
Druck und Verlag von Eduard Hallberger.
1879.

Inhalt.

Drittes Buch.

Viertes Buch.

Drittes Buch.

Erstes Kapitel.

O Schwalben meines Heimatlandes!

Es war an einem hellen und klaren Wintermorgen, im Januar des Jahres 1870, und die Frühsonne strengte sich vergeblich an, durch die ganz mit Eis bedeckten Fensterscheiben eines gewissen Zimmers in einem gewissen Hause zu Neu-Cölln am Wasser zu dringen. In demselben saß der kleine Monsieur George Grandidier mit einem großen pariser Zeitungsblatte und las seiner Mama vor, welche, genau zuhörend, ihn oft verbesserte und manches Wort dreimal oder viermal aussprechen ließ, während Bärbel beschäftigt war, dem Kanarienvogel Futter und Wasser zu geben, und sonst auf jede Weise zu zeigen, wie lieb sie ihn habe. Doch das beneidenswerthe Geschöpf benahm sich bei dieser Gelegenheit, wie viel vernünftigere Wesen sich oft

schon in ähnlichen Fällen benommen haben; weit weniger gerührt durch die Zärtlichkeit des schönen Mädchens, als gereizt oder geärgert oder eifersüchtig gemacht durch die helle Stimme des Knaben — dem er überhaupt wegen dieser Eigenschaft abhold war, — fing er an aus allen Kräften zu schmettern, und machte solch' einen Lärm, daß man bald, wie man zu sagen pflegt, sein eigenes Wort nicht mehr hören konnte.

„Du! Du! Kanästjele," sagte Bärbel, die mit ihrem Vogel, einem straßburger Kind wie sie selber, gern in der alten heimatlichen Mundart redete, die dieser auch am besten verstand, obwohl er sich die Miene vom Gegentheil gab. „Du Maiselokker, wenn du nun nicht gleich schweigst!" Denn sie wußte wohl, was hernach geschah! Doch anstatt den wohlgemeinten Rath seiner Freundin zu befolgen, biß er ihr zornig in den Finger; und der kleine George, welchen — um die Wahrheit zu sagen — der Kanarienvogel weit mehr interessirte, als die Verhandlungen des gesetzgebenden Körpers im Palais Bourbon, gerieth über diese Bosheit in ein solches Entzücken, daß er plötzlich, mitten in einer Rede des Herrn Thiers, laut aufzulachen begann.

Seine Mutter aber war nicht in der Laune zu scherzen. Für sie war die Lektüre der Zeitung eine sehr ernste Sache. Seit dem Tage, wo sie die Nachricht von der Flucht und Rettung ihres Gatten erhalten, war sie gleichsam wieder für das Leben geweckt worden; und nicht nur für die begrenzten eigenen Interessen, sondern auch für die der Welt. Der Vater hatte mit Bereitwilligkeit ihrem Wunsche nachgegeben, eine pariser Zeitung für sie zu halten, und diese las sie nun an jedem Morgen regelmäßig — vielleicht mit der geheimen Hoffnung, eine Spur des Verlorenen darin zu finden. Aber ihr Eifer verringerte sich nicht, weil diese Hoffnung von Tag zu Tag getäuscht wurde; sie rief sich Geduld zu, sie suchte sich zu beruhigen — ihr Vertrauen war unerschütterlich wie ihre Liebe. Jedesmal am Sonntage ließ sie sich die Zeitung von George vorlesen; theils um den Knaben allmälig mit den französischen Verhältnissen bekannt zu machen, welche für sie selber die größte Wichtigkeit besaßen, theils um ihm den Accent und alle Feinheiten der „Sprache der Pariser“ zu bewahren, welche bei Kindern im Auslande und unter einer fremden Umgebung leicht verloren gehen. Sie litt daher in dieser Stunde des Unterrichts nicht gern eine Störung und rief

der Schwester zu: „Ich bitte Dich, schaff' uns Ruhe."

„Da hast du's nun," sagte Bärbel, indem sie sich an den Vogel wandte, welcher, plötzlich verstummend, sie mit seinen kleinen runden Augen ansah, als ob sie an dem ganzen Unheil einzig und allein Schuld sei. Dann verhüllte sie das Bauer mit einem Tuche, welches der Bösewicht schon von früheren Gelegenheiten her kannte; scheu zog er sich in den äußersten Winkel zurück, konnte jedoch der Versuchung nicht widerstehen, als Bärbel's feine Hand sich an dem Drahtgitter zeigte, gegen dieselbe noch einmal mit dem Schnabel vorzugehen, was das Mädchen ihm auch durchaus nicht übel nahm. Im Gegentheil, sie wußte es so einzurichten, daß eine Art von Lücke blieb, durch welche so viel Tageslicht eindrang, als sich für einen Sträfling von seiner Beschaffenheit nur irgend schickte. Doch selbst dieser Beweis von Güte rührte sein Herz nicht im mindesten; und als sie verstohlen hindurchblickte, sah sie, wie er beleidigt, schmollend und mit emporgesträubten Federn ihr den Rücken kehrte, womit er ihr höchst wahrscheinlich andeuten wollte, daß es jetzt unwiderruflich zwischen ihnen aus und vorbei sei.

Indessen hatte George die Rede des großen französischen Staatsmannes da wieder aufgenommen, wo er sie zuvor gelassen, und Bärbel war zu den Blumen gegangen, die sie regelmäßig an jedem Morgen pflegte, wenn der Vogel besorgt worden war. Ihr Herz hing an diesen stillen Mitbewohnerinnen ihres Zimmers, welches sie schmückten, erleuchteten, und mitten im Winter mit einer sanften Vorahnung des Frühlings erfüllten. Sie hatten, jede von ihnen, ein individuelles Leben für sie, welches sie zugleich erfreute und rührte, sei es durch den Gedanken, daß es in all' seiner Schönheit von ihrer Sorgfalt abhänge, sei es durch die Vorstellungen, welche sie mit dem Duft und der Gestalt der einzelnen Gewächse verband. Da war namentlich eine Palme, deren prachtvoll nach Oben strebende Gliederung ihr stets den Eindruck des Feierlichen und Erhabenen gemacht hatte. Sie nahm, von kleineren Töpfen umgeben, in denen eben der Crocus und die Hyazinthe sich zu regen begannen, einen stark vergoldeten Blumentisch ein, welchen Bärbel im vergangenen Sommer an ihrem Geburtstage zusammen mit der schönen Tropenpflanze von Herrn Grandidier zum Geschenk empfangen. Seitdem hatte sie manchmal in den Nächten, wenn sie von dem

Lager des Kranken heimkehrte, vor diesem Baum gestanden, und es hatte sie oft zu Thränen bewegt, ihn zu sehen, wenn er, vom Mondenlicht umflossen, seine mächtig ausgebreiteten Arme gen Himmel emporstreckte und mit inbrünstigem Verlangen, stumm und geisterhaft, und von heiliger Sehnsucht erfüllt nach der fernen Heimat.

Jetzt in der Frühe, wo die goldene Klarheit des Wintermorgens durch die stark beeisten Scheiben drang, war es, als ob die grünen Palmenblätter sich schützend und segnend auf das Haupt des Mädchens legten, welches fast demüthig in seiner Liebe zu dem edlen Baume war. Er hatte etwas Symbolisches für sie angenommen, was in ihrer Empfindung auf eine geheimnißvolle, nur ihr verständliche Weise mit dem Leben des Mannes zusammenhing, an welchen sie sich mit kindlicher Innigkeit geschmiegt. Wochenlang war sie nicht von seiner Seite gewichen; auf den Kranken, selbst als sein Bewußtsein sich noch nicht wieder geklärt, hatte schon ihre Nähe beruhigend gewirkt, und als es um ihn zu dämmern und leise Licht zu werden begonnen, hatte sein Blick zuerst sie gesucht und mit einem dankbaren, schmerzlichen Lächeln ihr gesagt, daß er auch in der Dunkelheit ihr Walten empfunden habe. Man konnte jetzt

beobachten, wie das Leben, welches schon weit hinaus geebbt war, bis fast an die Grenzen der Ewigkeit, langsam noch einmal zurückflutete; und wiewohl bei dem wiederkehrenden Vermögen zu denken und zu sprechen die Schonung von allen störenden Einflüssen der Außenwelt nur noch vermehrt werden mußte, so war doch die Sorge um seine Erhaltung gewichen. Mit Lust widmete sich Bärbel wieder den liebgewordenen häuslichen Gewohnheiten, welche lange hinter der schweren Pflicht hatten zurückstehen müssen; auf's Neue war ihr Alles geschenkt, die Welt und das Leben, beides hell und hoffnungsreich wie dieser Morgen — wohl ein Wintermorgen, aber doch mit der Verheißung von etwas unaussprechlich Schönem und Gutem, mit der Erwartung, welche niemals mehr beseligt, als wenn sie still in sich verschwiegen ist, und dem Gefühl von Kraft und Gesundheit, welches den Augenblick nicht stürmisch überschreitet, sondern ihn ruhig hinnimmt und dankbar genießt. So traulich war der knisternde Ton des Feuers im Ofen, so gemessen in all' seiner Emsigkeit war der Pendelschlag der Uhr an der Wand, so süß und wonnevoll stieg der Geruch der erblühenden Hyazinthen zu ihr auf, so mild und ernst senkten die Blätter der Palme sich auf sie

herab, und so leise fing nun auch unter seiner Hülle der Vogel wieder an zu singen wie von einer fernen Zukunft, zwitschernd und singend wie in einem Traume — und sie selber war wie im Traume — bis auf einmal ein Wort gesprochen und ein Name genannt ward, der sie daraus erweckte.

Es war der kleine Zeitungsleser, welcher, nachdem er die große Rede zu Ende gebracht, einen Kunstbericht begonnen hatte, der aus Berlin datirt war. „Das Bild eines jungen Malers," hieß es, „erregt hier gegenwärtig großes Aufsehen. Es ist das erste Werk desselben, welches hier ausgestellt, und er selber ist geborener Berliner, wiewohl hervorgegangen aus der pariser Schule. Man erinnert sich in der dortigen Künstlerwelt des jungen und bescheidenen Mannes, wie er zu uns kam, mit nichts ausgerüstet als den dürftigsten Vorkenntnissen einer höchst unvollkommenen Technik, aber getrieben von einer unwiderstehlichen Liebe zur Kunst, und mit einem feinen intuitiven Verständniß für den Glanz und den Schmelz der Farbe, welche den Stolz und das Geheimniß der französischen Malerei ausmacht. Wir haben hier nicht zu berichten, mit welchen Schwierigkeiten er zu kämpfen hatte, mit welchen Widerwärtigkeiten und Bedrängnissen, als er in unserer fran=

zösischen Hauptstadt ein Fremder war, ohne Freund, ohne Verbindung und Empfehlung, und die Arbeit eines Schülers that in dem Alter, wo die bevorzugteren Genossen schon in der vollen Sicherheit des Erfolges schaffen. Der Muth des Opfers und der Selbstverleugnung ist eines von den Merkmalen der Liebe, der Ueberzeugung und des Berufes; für nichts Anderes in der Welt würde der Mensch so viel und so freudig leiden, an nichts Anderem mit so zäher Ausdauer hängen, unermuthigt dennoch weiter hoffend, zurückgestoßen, immer wiederkehrend, und in der scheinbaren Erniedrigung die volle Würde freier Selbstbestimmung wahrend . . .

„Um diese Zeit bemerkte man zuerst in der pariser Gesellschaft kleine Malereien auf Elfenbein, Miniaturen von einer ungemeinen Zartheit und Lieblichkeit, in der Gestalt von Fächern, die man in einer gewissen Handlung der Boulevards kaufte — reizende Bildchen von kleinen, sonnigen, südlichen Landschaften, mit Lorbeerhecken und Palmengewächsen; hübsche Bäuerinnen im Sonntagsputz, kleine braune Ziegenhirten, deren Heerden um spärlich begrünte Hügel klettern, Szenen voll rührender Naturwahrheit und schalkhaften Humors, Savoyardenknaben, die auf dem Dudelsack blasen, und Murmelthiere, die

darnach tanzen — Dinge der Alltäglichkeit, aber leuchtend in einem unbeschreiblichen Zauber. Es dauerte nicht lange, so wurden diese bemalten Fächer die Mode von Paris; man sah sie bald hier, bald da, bald überall in den Salons und in der Oper; und in den schönen Händen der Marquise de C. erblickte eines Abends unser berühmter Meister M. eines dieser zierlichen Gebilde.

„Mitten im scherzenden Gespräch ward er still und nachdenklich. Er fühlte sich plötzlich wie der Entdecker von etwas Neuem und bisher ganz Unbekanntem, welches selbst in dieser unvollkommenen Form deutlich zu ihm sprach, aber in einer solchen Sprache, die nur er verstand. Welche Hand hatte diese kostbaren Kleinigkeiten so geringschätzig umhergestreut? welcher Umstand sie veranlaßt, Eingebungen echt künstlerischer Natur an keinen höheren Zweck zu setzen? Weder die Marquise noch sonst irgend Jemand konnte diese Frage beantworten, und die Auskunft, welche der Meister erhielt, beschränkte sich darauf, daß man ihm den Laden angab, in welchem die Fächer verkauft wurden. Auch hier war nichts Bestimmtes zu ermitteln, sei es, daß man das Geheimniß absichtlich bewahren wollte, oder selbst in der That nur mangelhaft unterrichtet war.

Doch der Meister ließ nicht ab zu forschen, und endlich, nach nicht geringer Mühe und manchem vergeblichem Weg, weit draußen in einer Vorstadt, fand er den Unbekannten.

„Es war ein großes Haus in einer von den Arbeitern bewohnten Gegend, und in dem großen Haus ein dürftiges Kämmerlein, fünf Treppen hoch unter dem Dach, und in dem Kämmerlein, ungenügend erwärmt, obwohl draußen harter Winter war, ein junger, schöner Mann, das Gesicht bleich, von den Spuren der Arbeit, der Entbehrung und Sorge scharf gezeichnet. Dieser gerieth in lebhafte Verlegenheit beim Eintritt des fremden Herrn, dessen vornehmes Aeußere wohl wenig in die Dürftigkeit dieser Umgebung passen mochte; und der junge Mann erröthete, als der Fremde sogleich die Veranlassung und den Gegenstand seines Besuchs erwähnte. Die Verwirrung des jungen Künstlers stieg, indem er mit unsicherer Stimme meinte, daß der Herr sich in seiner Person irren möchte; bis dieser seinen Namen nannte — diesen Namen, heut und für immer eine der Zierden der französischen Kunst. Da veränderte sich plötzlich das Benehmen des jungen Unbekannten — wie Sonnenschein flog es über sein abgehärmtes, kummervolles Gesicht, Thränen traten

in seine Augen, und unfähig, seiner Verehrung, seiner Freude, vielleicht auch seinen Schmerzen einen anderen Ausdruck zu geben, sank er vor Jenem in die Kniee . . .

„Wir unternehmen nicht, diese Szene weiter auszumalen. Sie war entscheidend für den bisher Namenlosen, welcher nun nichts mehr verheimlichte, nichts mehr verschwieg. Er redete die französische Sprache mit vollkommener Leichtigkeit, wiewohl er ein Deutscher und in Berlin geboren war. Denn es war etwas in ihm, was ihn in hohem Grade befähigte, sich unserem Geiste zu assimiliren. Er entstammte einer jener hugenottischen Familien, welche zur Zeit Ludwig's des Vierzehnten in großer Zahl aus Frankreich auswanderten und deren Nachkommen heute noch in diesem so deutschen Berlin eine Art französischen Gemeinwesens bilden, die sogenannte ‚französische Kolonie'. Es würde vielleicht nicht mehr ganz richtig sein, zu sagen, was noch Madame de Staël gesagt hat: daß diese französischen Réfugiés ein wenig abschwächten ‚l'impulsion toute allemande dont Berlin est susceptible'. Wir möchten, in irgend einer Krise, nicht auf eine solche Empfindung rechnen. Aber so viel ist wahr, daß in diesen nachgeborenen und ihrer Heimat entfremdeten

Franzosen sich bis auf diesen Tag viel von den Eigenthümlichkeiten derselben erhalten hat. Der Fleiß und die weise Sparsamkeit, die zum Wohlstand führen; die feine Sitte, das Temperament und ein gewisser ‚élan‘, der sich auf allen Gebieten der Thätigkeit bemerklich macht. Die Mitglieder der französischen Kolonie gehören zu den reichsten und angesehensten Bürgern der preußischen Hauptstadt; und wie fast jeden Berufszweig des öffentlichen Lebens durch ihren Eifer und ihr Geschick, so haben sie auch die deutsche Kunst mannigfach durch ihr Talent bereichert. Mehr als ein ausgezeichneter Schauspieler, mehr als ein gefeierter Dichter, mehr als ein berühmter Maler ist aus der französischen Kolonie hervorgegangen. Man hätte glauben sollen, Umstände, wie die geschilderten, würden die Entwicklung unseres jungen Freundes in besonderem Maße begünstigt haben. Aber es scheint, daß sein Vater — einer von den großen Industriellen Berlins — der künstlerischen Neigung des Sohnes entgegen war, und zwar in einer Weise, welche diesem, wenn er sein Vorhaben ausführen wollte, nichts übrig ließ als die Flucht. So kam er nach Paris, aufrecht gehalten allein von dem unbeugsamen Vorsatz.

„Er war in ein kleines Atelier getreten, wo er unter einem übrigens tüchtigen Lehrer mit unablässigem Fleiße thätig war, unverdrossen nachholend, was er früher versäumt. Er lebte höchst kümmerlich; doch der Unterricht und dieses Leben selbst wollten bestritten sein, und jetzt, nachdem er fast ein Jahr in Paris sich aufgehalten, war die Zeit gekommen, wo zu den innerlichen Sorgen und Zweifeln, welche dem ringenden Künstler niemals erspart bleiben, auch die äußerlichen, um die Existenz, hinzutraten. Die geringfügigen Mittel, die er mitgebracht haben mochte, waren erschöpft; was nun beginnen in diesem großen, fremden Paris, in welchem der Unglückliche sich doppelt einsam fühlt! Eines Abends, mitten im Gewühle der Boulevards, so glänzend und berauschend für Denjenigen, der genießend daran theilzunehmen vermag, und so bedrückend, so quälend, so demüthigend für den Anderen, der mitten in diesem Glanz dem Nichts gegenüber steht, fand er sich vor einem jener großen Magazine, in deren Schaufenstern die Schätze des Luxus und der Mode ausgelegt sind. Die Musterung derselben ließ ihn in seiner trüben Stimmung ziemlich gleichgültig; bis auf einmal unter den mannigfachen Gegenständen ein gemalter Fächer seinen

Blick festhielt und ebenso plötzlich ihm der Gedanke kam, etwas Aehnliches auch zu versuchen. Dieser Gedanke rettete ihn aus der Noth, in der er sich befand und sollte zugleich die Zukunft ihm erschließen. Zu stolz, seinem Lehrer, seinen Mitschülern sich zu entdecken, arbeitete er nun an den Abenden und in den Nächten, um des Tages seinen Studien sich widmen zu können; bis dasjenige, was er als ein Mittel des Erwerbes schamhaft verbarg, ohne sein Wissen offenbar ward und ihn fast gegen seinen Willen der Dunkelheit entriß. Denn auch die gewöhnliche Leistung des Handwerkers adelte sich unter seiner Hand, indem er keusch und verschwiegen den Geschmack und die Grazie, jenes unaussprechliche Geheimniß der Begabung, hinzubrachte, welche, wo sie vorhanden, wohl für eine Zeit ihren Namen, niemals aber und selbst in den kleinsten Dingen nicht ihr Dasein zu verleugnen vermag.

„Genug, unser edler französischer Meister ward der Wohlthäter, der Beschützer und der Freund des jungen Deutschen; in ihm fand dieser Alles, was er bisher in Paris vermißt, und noch mehr: denn er ward auch sein Lehrer. Er sagte: die Kunst ist der Sonne gleich; dem einen Lande steht sie näher

als dem anderen, dem Süden erscheint sie wärmer und glänzender als dem Norden — aber sie ist dieselbe überall, und was das Leben an Schönheit besitzt, das hat es von ihr empfangen, empfängt es von ihr täglich auf's Neue. Franzosen und Deutsche, wohlan! — arbeiten wir nur einträchtiglich zusammen, im Lernen und Lehren, und vergessen wir es nicht, daß die eine Sonne uns leuchtet! . . .

„So sprach und so dachte der französische Meister und der deutsche Schüler verstand ihn wohl; um so mehr, als er jene rasche Auffassung, jene Beweglichkeit des Geistes, jenen Enthusiasmus mit sich brachte — das alte Erbtheil seiner Väter, welches, wiewohl durch Beimischung fremden Elementes und im Verlaufe von Jahrhunderten abgeschwächt, sich doch noch immer nicht gänzlich verloren hat. Denn es ist mit dem Blute gegeben worden und wird nur mit den letzten Blutstropfen schwinden.

„Französische Landschaften und Szenen französischen Lebens sind wohl auch früher von Ausländern mit großer Vollendung gemalt worden; aber niemals mit solcher Verve, mit solcher Glut, mit solcher — wie sag' ich nur? — echt französischer Seele, wie wenn hier ihre wahre Heimat wäre, wie wenn hieher, in unser Land, in unsere Stadt

— nach Paris ihn jene geheimnißvolle Macht geführt hätte, welche einst, in einer von den fernen Kolonieen, die Seele des jungen Griechen mit Heimweh erfüllt haben mag nach Hellas, welches er niemals gesehen, und nach Athen, welches er nur aus den Erzählungen der Alten kannte. Mit jedem neuen Gegenstande wuchs, unter der sorgfältigen Leitung seines Meisters, die technische Sicherheit des jungen Künstlers; und bald war er fortgeschritten genug, um mit Nutzen für seine Kunst eine Studienreise machen zu können in den Süden, über das Meer und nach Algerien, wo unter einem blaueren Himmel und einer wärmeren Sonne das Leben noch einen fremdartigen Zug bewahrt hat, welcher auf eine Natur, wie die unseres Künstlers, ganz besonders wirken muß, indem er die Dinge der Wirklichkeit wie mit einem Schein des Märchens umgibt. Dort, unter den Kabylen und Nomadenstämmen der Wüste, den Bewohnern unserer Militärstationen, die zugleich Soldaten und Ackerbauer, in unseren Ansiedlungen und Dörfern, deren Schluchten und Abhänge von Feigen- und Olivenpflanzungen bedeckt sind, wo der Orangenbaum zu seltener Pracht erwächst und der Weinstock grünt — in der Stadt, über dessen phantastischen Bauwerken der Halbmond neben dem

Kreuze blinkt, in dem Gewirr der engen Gassen und auf den gedrängt vollen Bazaren, wo die höchst modernen, abenteuernden Gestalten von halb Europa sich begegnen mit den ernsten, malerischen, an das alte Testament erinnernden Erscheinungen der Oase: dort wanderte er monatelang umher, immer beobachtend, zeichnend, skizzirend — und von dort ist auch das Gemälde, welches ihm in Paris den großen Preis gewonnen und, gegenwärtig in Berlin ausgestellt, den Namen Eduard Grandidier plötzlich berühmt gemacht hat ..."

„Eduard Grandidier!" rief Bärbel, hoch erröthend und den Athem anhaltend, indem sie mit beiden Händen den Palmenbaum zurückbog und unter demselben einen Schritt hervortrat. Helene gab ihr einen Wink und George fuhr fort:

„Dem Bilde liegt das schöne Béranger'sche Gedicht zu Grunde: ‚Die Schwalben'; und eine sinnigere Erklärung in der That war nicht zu finden als diese Verse, welche demselben gleichsam als Motto dienen:

‚O Schwalben meines Heimatlands,
Erzählt ihr mir von seinem Unglück nicht?'

„Da der Inhalt des Gedichts bekannt ist, so ist es fast unnöthig, den des Bildes zu wiederholen.

Man sieht, in der Mitte desselben, von der algerischen Landschaft umgeben und mit dem Blick auf das Meer einen französischen Krieger — ‚captif au rivage du Maure . . .‘ Aber, o diese Landschaft und dieses Meer — verdorrt von Sonnenglut die eine, leuchtend im azurnen Blau das andere. Schwalben kommen darüber geflogen. Sie kommen von Frankreich, und der Arme, in der Qual seiner Sehnsucht, befragt sie um Nachrichten aus der Heimat . . . ‚Seit drei Jahren beschwöre ich euch, mir eine Kunde zu bringen aus dem Thale, wo mein Leben in der Verborgenheit sich einst mit der Hoffnung einer süßen Zukunft wiegte. An der Windung eines Baches, welcher mit klaren Wellen unter frischem Flieder fließt, habt ihr unsere Hütte gesehen . . .‘“

Ein leises Schluchzen Helenens ließ George plötzlich innehalten. Das Zeitungsblatt rasch auf seinen Stuhl werfend, eilte er zur Mutter hin. „Mama?“ rief er, „theure Mama! Was hast Du?“

„Nichts!“ sagte sie, sich bezwingend, und drückte den Knaben fest an ihre Brust.

Bärbel war an das Fenster getreten und ihr Herz war zum Zerspringen voll. Sie hatte, wie

ein Unrecht gegen ihren Wohlthäter, den Gedanken an Eduard während dieser langen und traurigen Zeit standhaft von sich gewiesen; jetzt aber kam er wieder und es war unmöglich, dagegen zu kämpfen — es war ein Stürmen und Drängen in ihr, ein Ringen zwischen jubelnder Lust und banger Niedergeschlagenheit. Es war Winter um sie her, echter nordischer Winter; aber ein zauberischer Sommer mit all' den phantastischen Erscheinungen jener fernen Länder, in denen immer Sommer ist, spielte und webte hinein. Die Scheiben des Fensters, an welchem sie stand, waren mit Eis bedeckt; aber wenn man genauer hinsah, so schimmerten Blumen darin wie von Silber und dahinter war ein Glanz wie von Gold, und von allen Seiten, durch Fugen und Ritzen, man hätte nicht angeben können woher, quoll das Leuchten und Strahlen des kalten, klaren Wintermorgens. Der Busen des Mädchens ging stark auf und nieder, und der Athem ihres Mundes war heiß und glühend — und auf einer der Scheiben begann alsbald ein Thauen und Fließen, als ob es schon Frühlingsathem sei, der sie treffe. Und sie tupfte mit ihren brennenden Fingerspitzen hinein, um sie zu kühlen — und nun öffnete sich auf einmal durch das blanke Glas ein Ausblick, gerade groß genug für ihre

dunkelbraunen, träumerischen Augen . . . Es war nicht mehr ganz die Neugier eines Kindes, sondern schon etwas von der Sehnsucht einer Gefangenen, mit der auch sie aus der engen Zelle hinausschaute in die Welt. Und o! wie sie flammte, diese winterliche Welt — welch' ein Gegensatz von Feuer und Eis! Die Dächer am anderen Ufer schneebedeckt, weiß und scharfkantig gegen den Himmel gezeichnet und dieser bis an den Zenith hinauf in Purpur gehüllt — jetzt eine karmoisinrothe Glut und lange Strahlen wie Speere, greifbar fast in der starren Atmosphäre, schossen hernieder, die Sonne stand in gelbem Dunst und goldgeränderte Wolken schwammen in einem Meere von Blau — Fenster, die man bisher nicht gesehen, entzündeten sich, und es hub ein Züngeln und Zittern in ihnen an, ein Rollen von Licht, als ob sie lebten; der Rauch aus den Schornsteinen schien zu Eis zu werden in der eisigen Luft, die Decke des Wassers, in welcher die Schiffe verschneit festlagen, gab wie ein Spiegel das leuchtende Farbenspiel des Himmels zurück, sogar das Straßenpflaster funkelte von zahllosen kleinen Krystallen wie von Diamanten, und unter diesem Strome von Licht lag gegenüber die Brücke — die klägliche, hölzerne, höchst prosaische Brücke von Neu-Cölln

am Wasser; aber für Bärbel der Platz, an welchem sie Eduard zuletzt gesehen, in jener dunklen Herbstnacht, als die Glocken läuteten . . .

Diese Glocken läuteten auch heut', am Sonntagsmorgen, und eine Hand legte sich auf die Schulter des Mädchens, welches heftig zusammenschreckte, wie wenn aus tiefen Träumen geweckt.

Helene sah sie lächelnd an; milder, freundlicher als sonst. „Was denkst Du, Schwester," sagte sie, „wenn wir gingen, um das Bild zu sehen?"

„O, wenn Du das thätest," erwiederte Bärbel, indem sie die Hände bittend zusammenfaltete.

„So soll es geschehen und jetzt gleich."

Als sie hinaustraten, wehte der scharfe Frostwind ihnen entgegen, fast den Athem benehmend. Es war einer von den Tagen des berliner Winters, doppelt streng in jenem Winter, wo man die Nähe Rußlands zu verspüren meinte; der Boden hart, die Luft trocken, zuweilen mit Staub gemischt, die Kälte bitter und die Menschen gleichsam vor ihr fliehend — in Pelzen, in langen Mänteln, mit dicken Shawls; die Männer die Mützen tief in die Augen gezogen, die Frauen mit Kapuzen über den Kopf, mit Schleiern vor den Gesichtern, mit Tüchern um den Mund, vermummte Gestalten, eilig vorüber-

haschend, um so rasch wie möglich von der Straße fortzukommen. Der Salon, in welchem das Gemälde sich befand — als Ausstellungslokal einer der großen Kunsthandlungen von Berlin allgemein bekannt — war geschlossen; noch nicht einmal die Läden von den Fenstern hatte man entfernt. Ein paarmal schritten die Schwestern vor dem Gebäude auf und nieder; doch es war noch viel zu früh. Die Straße mündete auf einen offenen Platz, und dort, ihnen gerade gegenüber, lag eine kleine Kirche. Die Glocken läuteten auch hier, und ihr Klang mischte sich in der unbewegten Winterluft mit dem Klange benachbarter Glocken.

„Wenn wir dort so lange verweilen wollten!“ sagte Bärbel schüchtern, nach dem Kirchlein deutend. Sie erwartete nichts Anderes, als von der Schwester abgewiesen zu werden. Doch diese war bereit, ihr zu folgen. Jenes herbe, ungütige Wesen war von ihr gewichen mit der Gewißheit, daß Alphons noch — nein, daß er wieder lebe, daß er der unwürdigen, der unverdienten Knechtschaft entflohen, daß Hoffnung sei, mit ihm auf's Neue vereinigt zu werden — eine Hoffnung, schwankend und äußerst unsicher, nicht mehr als ein schwaches Licht in der ungeheuren Finsterniß, welche sie trostlos bisher

umgeben, aber doch ein Licht. Seitdem war sie freudiger in ihrer Seele geworden, und friedlicher, theilnehmender, empfänglicher für ihre Umgebung.

Durch einen bescheidenen Vorraum gingen sie in das Innere der Kirche, welches ebenso schmucklos war wie ihr Aeußeres. Weder Zierat noch Bilder waren da; Alles zeugte von der höchsten Einfachheit. Eine wohlthuende Wärme kam den Eintretenden entgegen und Orgelschall empfing sie. Sie setzten sich auf eine der letzten Bänke, seitwärts, nicht weit vom Eingang, unter einer Galerie. Fast die ganze Mitte nahmen zwei Kinderschaaren ein — die Mädchen in den vorderen Reihen und ihnen sich anschließend die Knaben. Aeußerst sorglich und sauber in ihrer gleichförmigen Kleidung gehalten, sah man doch, an irgend einem unerklärbaren, wehmüthigen Zuge ihres Gesichts, daß sie Waisenkinder seien. Lieblich im Gesange stiegen ihre Stimmen auf und verbanden sich zu reiner Harmonie. Es hatte etwas unendlich Rührendes, diese Kinder singen zu hören. Doch war es nicht das allein, was Helenen betroffen machte. Sie lauschte; sie lauschte noch einmal — sie hatte sich nicht geirrt.

„Wo sind wir?“ flüsterte sie der Schwester zu; „das ist französischer Gesang!“

Die Schwester war nicht minder betreten. „Ich höre,“ sagte sie, mit fast ängstlich beklommenem Athem, und nun vernahmen sie Beide die Worte des Psalmisten, wie sie von den Kindern des Hospice gesungen und von den mächtigen Klängen der Orgel gleichsam emporgetragen wurden:

«Près des coeurs désolés
Le Seigneur volontiers se tient.
Le Seigneur volontiers soutient
Les ésprits accablés.»

Es war die französische Kirche, in die sie eingetreten; diejenige, welche auf dem Gendarmenmarkte liegt, da wo die französische Straße an demselben vorüberführt, und obwohl so klein und unscheinbar, wie sie den Schwestern vorkam, dennoch die eigentliche Hauptkirche der französischen Kolonie von Berlin, und daher auch der französische Dom genannt ist.

Nachdem der Choral verstummt war, bestieg der Pfarrer die Kanzel und auch die Predigt war französisch. Der Pfarrer sprach ruhig, klar und eindringlich; er sagte, daß wir die Uebel des Lebens in Geduld ertragen und den Groll verwinden sollten mit einem versöhnlichen Geiste — „surpassons le mal,“ sagte er, „par le bien, et le grand mal par le suprême bien —“ hierauf folgte das

französische Gebet für den Landesvater und die königliche Familie, und dann begann der Gesang und das Orgelspiel auf's Neue.

Thränen stürzten unaufhaltsam aus Helenens Augen. Nur Schutz vor der Winterkälte hatte sie suchen wollen, und ein unerwartetes, wehvolles zwar, doch gewaltig aufweckendes Erinnern an die Heimat hatte sie gefunden. Ihr war, als die Klänge der Sprache, die sie liebte, von den Wänden dieser Kirche wiederhallten, wie wenn sie zu ihr sprächen, trostreich und hülfreich, in dieser weiten Ferne — als ob sie nicht mehr allein, nicht mehr ganz so fremd sei . . . „surpassons le mal!“ klang es in ihr; leise, die Hände voll Inbrunst in einander gefügt, sprach sie das französische Vaterunser mit; stehend, gleich der übrigen Versammlung, empfing sie den französischen Segen, und verließ, als der Pfarrer geendet, still mit allen Anderen die Kirche.

Jetzt war auch das Ausstellungslokal geöffnet, wiewohl das Publikum noch fehlte. Die beiden Schwestern waren die Ersten, welche die Stufen zu dem großen Saal hinanstiegen, und eine Zeitlang die Einzigen, die darin weilten. Sie hatten unten nach dem Gemälde des Herrn Grandidier gefragt und man hatte ihnen seinen Platz bezeichnet.

Doch war es nicht schwer, dasselbe zu finden. Es beherrschte den ganzen Saal, ja man konnte sagen, das ganze Gebäude. Schon indem man sich der Treppe nahte, sah man seine Farben leuchten. Es erhellte gleichsam den Raum mit seinem wunderbaren Glanz. Etwas Berauschendes war in dieser Farbenpracht, sobald sie das Auge nur berührte. „Das ist das Bild!" mußte sich sogleich Jeder sagen, ehe man noch Form und Inhalt selbst erkannt hatte.

Der Anblick ganzer Wände voll Gemälde, sogar der starke, eigenthümliche Terpentingeruch, der in solchen Räumen herrscht, hat für Denjenigen, der nur selten hieher kommt, leicht etwas Verwirrendes. Bärbel hielt sich fest an Helenens Arm. „Es ist nur gut," dachte sie, „daß wir noch allein sind." Denn dem Mädchen war ängstlich zu Muth. Sie wußte nicht warum; und wer, wenn nicht ihr Herz, hätte ihr's sagen mögen? . . .

Die Schwester ging voran; und ihr Schritt war unhörbar auf dem Teppiche. Plötzlich, dem Bilde schon ganz nahe, blieb sie stehen — fuhr sie zurück . . . der Schrei: „Er ist es! er ist es!" entrang sich ihrer Brust, und von dem Arme Bärbel's sich losmachend, stürzte sie zu dem Gemälde hin. Scheu blickte Bärbel sich um; Niemand war im

Saale, Niemand hatte sie vernommen. Sanft umschlang sie Helenen; und noch ehe sie selbst einen Blick auf das Gemälde geworfen, fragte sie: „Wer ist es?"

„Alphons!" sagte Helene; und ihr Gesicht mit beiden Händen bedeckend, schluchzte sie heftig.

Zum Glücke waren sie noch immer allein; Helene hatte Zeit sich zu sammeln — und jetzt, das Gesicht strahlend wie von einer fernen, untergehenden Sonne, mit der erhobenen Rechten gegen die Mittelfigur des Gemäldes deutend, sagte sie: „Das ist Alphons! Du, Bärbel, hast ihn in den letzten Tagen seines Leidens nicht gesehen. Du kannst ihn nicht kennen — aber ich . . . unter Tausenden würde ich ihn erkennen, ob auch die fremdartige Tracht ihn verhüllen mag — an diesem wehen Zucken seiner Lippen, an diesem feuchten Glanz seiner Augen würde ich ihn erkennen unter jeder Umgebung und in jeglicher Verstellung . . . O Bärbel, Bärbel — wie muß er gelitten haben! Und wie schön ist er noch immer! . . ."

In der That, es war ein wundervoller Kopf; das Entzücken aller Frauen, die mehr noch, als für die Bravour der Malerei, für diesen Kopf schwärmten. Dieser französische Krieger war damals, im Winter 1870, der Liebling aller Salons in Berlin, und

er nicht am wenigsten trug dazu bei, alle Welt neugierig zu machen auf Eduard Grandidier.

Helene konnte sich von dem Anblick nicht losreißen — immer und immer wieder kehrte sie zu dem Bilde zurück. „Und es ist mein Alphons!“ rief sie — „und elend, ausgestoßen, ein Flüchtling, ein Entlaufener des Bagnos, ist er der Gegenstand der Bewunderung für euch und des Stolzes für mich! Aber welche Qualen sprechen aus seinen gramvollen Zügen — auch das siehst Du nicht, Bärbel ... aber ich, ich sehe es und ich versteh’ es auch ...

O Schwalben meines Heimatlandes,
Erzählt ihr mir von seinem Unglück nicht? ...“

Inzwischen hatte sich der Saal mit Menschen gefüllt, die vorzugsweise nach dem berühmt gewordenen Gemälde drängten; und Helene war erschöpft in einen der bereit stehenden Sessel gesunken. Nachdem sie sich ein wenig erholt, sagte sie zur Schwester: „Komm’, Bärbel; unser nächster Weg geht zu dem Maler dieses Bildes — zu Eduard Grandidier.“

Sich rasch erhebend, ergriff sie der Schwester Hand; aber selber zu bewegt, nahm sie nicht wahr, wie diese in der ihrigen zitterte.

Zweites Kapitel.

Die Begegnung.

„Mein Herr!

Der Anblick Ihres Gemäldes hat so plötzlich und erschütternd auf mich gewirkt, daß ich Sie sehen und mit Ihnen darüber sprechen muß. Aber lassen Sie mich ehrlich sein. Es ist nicht die Bewunderung für Ihr Werk, aus welcher ich diesen Anspruch ableite, sondern der Gegenstand, welchen es darstellt; obwohl Niemand von Allen, die Ihr Werk bewundern, wissen kann, wie ich es weiß, mit welcher Kunst es die Wirklichkeit und Wahrheit des Lebens nachahmt. So wird der Schmerz, welchen Sie aufgeregt, und die Hoffnung, welche Sie geweckt, zu einer neuen Huldigung für Ihren Genius! O, mein Herr! erwarten Sie keine Kunstschwärmerin;

eine durch das Schicksal gebeugte Frau naht Ihnen, um aus Ihren Händen die Gewißheit zu empfangen, welche nur Sie geben können ..."

„Was ist das?" sagte Eduard, indem er den Brief, nachdem er ihn so weit gelesen, auf einen Tisch niederlegte, über den Inhalt desselben eine Weile nachdenkend.

Der Wintermorgen erfüllte mit seinem ersten Schimmer das kleine Maleratelier, in welchem er schon bei der Arbeit gewesen, als das Schreiben kam. Es war dieselbe Werkstatt, in der er seine frühen, schüchternen Versuche gemacht; das alte Quartier seines ehemaligen Meisters Stork, welches dieser verlassen, seitdem er zum ordentlichen Zeichenlehrer an einer entfernter gelegenen Stadtschule befördert worden. Froh der Unterkunft, die so manch' trauliches Erinnern für ihn barg, hatte Eduard, als er von Paris zurückgekehrt war, diese bescheidene Wohnung im Hause Samuel Fränkel's bezogen, damals nicht ahnend, wie bald sein Loos sich zum Bessern wenden und Ruhm und Reichthümer zusammen kommen sollten. Denn, wiewohl ihm von Paris aus schon ein gewisser, zunächst freilich auf die Künstlerkreise Berlins beschränkter Ruf vorangegangen, so verstieg er in seinen Wünschen sich doch

nicht höher, als daß er sein Bild verkaufen und der Erlös hinreichen möge, die Summe zurückzuerstatten, die er dem Obersten schuldete. Dieser in seiner polternden Manier wollte zwar davon nichts hören; aber Eduard drückte die Schuld, sie sollte vor Allem abgetragen werden, und da wäre denn allerdings nach seiner bescheidenen Rechnung nicht viel übrig geblieben. Er war daher ganz dankbar dafür, in der alten Heimstätte sich ansiedeln zu dürfen; aber das Glück fand ihn auch hier. Sein Werk hatte ihn mit Einem Schlage zum gefeierten und von der Mode gesuchten Maler gemacht; kaum ausgestellt, war es für eine nicht unbeträchtliche Summe von einem tonangebenden Kenner angekauft worden und neue Schaffenslust wuchs mit den Erfolgen; die Bestellungen kamen von allen Seiten. Eduard's Staffeleien bedeckten sich mit Bildern, an denen er mit Lust arbeitete von früh bis spät.

Herr Samuel Fränkel begriff gar nicht, wie ein so großer Mann in dieser Straße und in diesem Hause wohnen könne. Nicht die begeisterten Lobeserhebungen des Obersten, auch nicht die Betrachtung der Gemälde, welche Samuel noch dazu früher als irgend ein Anderer in Berlin sehen konnte, hatten ihm diese hohe Meinung von seinem

Miethsmann gegeben; er gewann sie vielmehr selbstständig aus folgenden beiden Thatsachen: daß — erstens — Eduard sogleich nach dem Verkauf seines Bildes ihm, noch dazu mit den landesüblichen Zinsen, die Summe zurückstellte, welche er Jenem einst am Tage seiner Flucht nach Paris vorgestreckt; und daß — zweitens — nicht lange nachher in der „Vossischen Zeitung“ stand, der König, die Königin und die königlichen Prinzen alle mit einander hätten sich das Bild angesehen und jede dieser hohen Persönlichkeiten dem Künstler besonders ihre Anerkennung ausgesprochen. Einer der Prinzen hatte ihn sogar besucht, und Männer, die Samuel Fränkel sonst nur aus ehrerbietiger Entfernung geschaut, waren gleichfalls erschienen. „Alle Ehre der Welt kommt jetzt über unser Haus,“ hatte er zu seiner Frau gesagt, in Verwunderung über diesen Glanz. „Alle Lakaien und alle Bedienten! Hast Du gesehen, Hannchen, was für Livréen sie tragen? Ich versteh' mich zwar nicht auf solche Sachen; aber ein Bild, das so viel Geld einbringt, muß ein großes Bild sein, und ein Mann, bei dem die Prinzen und Barone aus und ein gehen, muß ein großer Mann sein, — wenn er sich nur wieder mit seinem Vater

vertragen wollte! Aber der liebe Gott wird helfen.“

Eduard hatte sich in der harten Schule, durch die er gegangen, mehr an die Entbehrungen als an den Luxus des Lebens gewöhnt. Aber er hätte kein Künstler sein müssen, wenn das Bedürfniß nach einer schönen Form und Erscheinung der Umgebung nicht in ihm erwacht wäre, sobald er sich in der Lage befand, es zu befriedigen. Auch war er es der Stellung schuldig, die er sehr bald einnahm, die Besuche, die täglich kamen, etwas besser zu empfangen als in den nackten vier Wänden der ehedem Stork'schen Wohnung. Der gute Stork! Seine großen Augen glänzten vor wirklichem Vergnügen, als er sah, wie Maurer, Tischler und Tapezierer in den Zimmern thätig waren und Stück nach Stück hineinkam, bis er sie ganz und gar nicht mehr wieder kannte.

Ein weißer Marmorkamin, welcher den Raum angenehm erwärmte, nahm eine der Ecken ein; schwere Bronzeleuchter standen darauf und eine merkwürdige alte Uhr, welche nicht nur die Stunden mit einem leise nachzitternden Klange schlug, sondern auch den Gang des Mondes versinnbildlichte und das Datum zeigte. Ein dunkelgrüner Teppich

bedeckte den Boden dieses und des anstoßenden Zimmers, aus welchem die Thüren ausgehoben und durch eine halb zur Seite geschobene Portière von braunem Stoff ersetzt worden waren. Sessel und Causeusen und kleine Tische, mit Büchern und Mappen belastet, waren überall vertheilt, fremdartige Gegenstände, Kostüme, Waffen und Jagdbeuten ausländischer Zonen schmückten die Wände, und durch die gegen Norden gerichteten Fenster fiel das Licht herein, günstig für den Maler.

In der Fülle der Kraft und der Sicherheit des Könnens zu schaffen, — welch' eine Seligkeit! Und sie war sein. Er würde der glücklichste der Sterblichen gewesen sein, wenn nicht immer wieder ein schmerzliches Zucken seines Herzens ihn daran erinnert hätte, daß die Götter also der Sterblichen Schicksal bestimmen; denn, wie unser Vater Homeros sagt: „Allein sie selber sind sorglos." Doch die Bitterkeit des ersten Empfindens hatte sich allmälig abgeschwächt. Wenn er der dunklen, demüthigenden Stunde, der letzten im Vaterhause, gedachte, so dachte er auch an sie, von der die sanfte Helligkeit ausgegangen war, — an Bärbel.

Ahnte er bereits den Zusammenhang zwischen dem holden Mädchenbilde, welches einst der Traum

des Knaben gewesen, und der lieblichen Erscheinung, die so plötzlich vor ihm dagestanden, die neben ihm gekniet, deren warmen Athem er gefühlt, deren herzensgutes Wort er gehört hatte? Sie war ihm unerreichbar, heute wie damals, — als er auf dem Bodenkämmerchen saß und den Schein der Abendsonne langsam an den Bretterwänden hinschwinden sah. Die harte Hand des Vaters, welche ihm den Weg zu dem Bilde verschlossen, hatte sich abermals gegen ihn erhoben und wies ihn nun auch von Bärbel zurück. Aber wie er damals in seinem Schmerz, in seiner Wehrlosigkeit, gleichsam noch stammelnd, die Kunst um Hülfe bat, so war sie heute bei ihm in all' ihrer Schönheit, um ihn zu trösten, wenn nicht vergessen zu machen. Sie hatte Bärbel's Gestalt und trug Bärbel's Züge. Bärbel war ihm immer gegenwärtig in diesen Räumen, welche für ihn erfüllt waren mit den ersten Offenbarungen seiner schüchternen Kunst und seiner schüchternen Liebe. Vielleicht war es das, was ihm diese Stätte so traut machte, daß er sie gegen eine andere nicht vertauschen wollte, selbst als kein äußerer Umstand ihn zwang, sie länger zu bewohnen.

Hier, an einem Morgen wie dieser, den Tag

und das Tagewerk zu beginnen, war für ihn eine Wonne, der keine andere gleichkam; und hier, vor einem angefangenen Bilde, im braunen Sammetrock und mit dem kurzen Pfeifchen, das ihm noch von Paris her werth war, hatte er jenen Brief erhalten.

Er nahm ihn wieder auf.

„Ich mache von dem Recht der Unglücklichen Gebrauch, welche ungerufen kommen, und bitte Sie, mir Einlaß nicht zu versagen, wenn ich morgen, Montag früh, an Ihre Thür klopfe.“

Unterzeichnet war der Brief: „Eine Französin im Exil.“

„Seltsam! seltsam! Welch' ein ergreifendes Zusammentreffen!“ murmelte Eduard und trat sinnend vor eines der auf den Staffeleien befindlichen Bilder, welches am weitesten fortgeschritten war und ihn am meisten zu fesseln schien.

Es stellte den vordern Theil eines Schiffes dar, welches sich dem Hafen naht. Man sah kein Land, aber man ahnte, daß es nicht mehr ferne sei. Von Sonne schillerte das Meer, und ein Athem von Frische, Leben und fröhlicher Bewegung wehte darüber. Das Bild war außerordentlich lebhaft und drastisch, so daß der Be-

schauer fast meinen konnte, das Schiff käme mitten aus dem schäumenden Wasser grad' auf ihn zu. Am Bugspriet, welchen die kräftige Welle hoch emporhob, stand ein Mann, noch jugendlich, aber mit den Spuren des Grames im Antlitz, auf welchem jetzt, selbst in der Freude des Wiedersehens, noch ein schmerzlicher Zug hervortrat. „Dort ist Land!" schien sein Auge mit wehmüthigem Strahl zu sagen; noch einmal aufjauchzen wollte seine Seele, doch ihre Schwingen waren gebrochen. Es gibt Leiden, welche sich niemals mehr ganz überwinden lassen; das größte vielleicht von allen, zu fühlen, daß die Erlösung zu spät gekommen ist. Doch die Liebe, die nicht zweifelt, verzweifelt auch nicht. Neben ihm, in der That ihn stützend, stand die schönste Frauenfigur — zierlich in den Umrissen und dennoch von großer Kraft und Spannung — Kinderunschuld im Gesicht und das Feuer einer heldenhaften Seele im Auge — das braune Haar flatternd im Winde, den Oberkörper vorgebeugt, den Arm erhoben und die Rechte weit ausgestreckt, dem Lande zu, die holden Lippen halb geöffnet, als wollte sie dem armen Heimkehrenden an ihrer Seite sagen: „Das ist die Heimat!"

„Eine Französin im Exil!" wiederholte Eduard

und sein Auge ruhte mitleidsvoll auf der Gestalt des Mannes vor ihm. „Es ist Dein eigen Schicksal, Du mein armer Verbannter! . . .“

Dann aber schweifte sein Auge zu dem lieben Anblick des Mädchens, welches seinen Zauber über das ganze Bild zu verbreiten schien. Mit einer Art von ehrerbietiger Scheu betrachtete er sein Werk. War dieses Mädchen die Schwester, war sie die Braut des Heimkehrenden? Man hatte nur den Eindruck, daß sie seine standhafte Gefährtin sei, jubelnd im Gefühle der Sicherheit, und nicht ahnend, was jener traurige Zug um den Mund des theuren Mannes bedeute. Sie trug die malerische Tracht der Provençalin, von jener südlichen Küste, der man jetzt sich näherte, und vom Maste des Schiffes herab wehte die französische Flagge.

Die Glocke von Eduard's Wohnung ward gezogen, und ehe dieser sich noch aus der Stimmung aufgerafft, in welche der Brief und der eigenthümliche Zusammenhang desselben mit dem Gegenstande seines Bildes ihn versetzt, öffnete sich die Thür, und zwei Damen, beide verschleiert, traten herein.

„Ihre Briefstellerin!“ sagte die eine derselben, welche voranschritt, und höher gewachsen und etwas

älter zu sein schien als die andere, welche zögernd sich im Hintergrunde hielt.

Eduard fand nicht Zeit, ihr zu sagen, daß sie willkommen sei; denn kaum hatte sie das Bild erblickt, so schlug sie mit beiden Händen den Schleier zurück und blieb in Anschauen versunken vor demselben stehen.

„O!“ rief sie aus, als sei sie der Gegenwart gänzlich entrückt, — „wenn jenes die Schwalben des Verbannten waren, so ist dieß seine Heimkehr in's Vaterland —

France adorée!
Douce contrée!
Puissent tes fils te revoir ainsi tous!»

„Ist es nicht,“ fuhr sie fort, „als hörte man aus dem Munde des Mädchens diese Worte:

Enfin j'arrive,
Et sur la rive,
Je rends, au ciel, je rends grâce à genoux...»

Aber plötzlich, indem sie das bleiche Gesicht des Mannes erblickte, hielt sie wieder inne.

„Nein,“ rief sie, „nein . . .

Dieux! qu'un exilé doit souffrir!
Moi, désormais, je puis mourir —
Salut à ma patrie! . . .»

Dann ergriff sie die Hand Eduard's. „O, mein Herr," sagte sie, gesenkten Hauptes, „wie tief haben Sie in meiner Seele gelesen! . . ."

Sie sank in einen Sessel und bedeckte schluchzend das Gesicht mit den Händen. Eduard war rathlos. „Madame!" sagte er.

„Verzeihung!" erwiederte sie, mühsam nach Fassung ringend. „Ich dachte, daß ich stark genug sein würde, und nun übermannt es mich schon hier an der Schwelle . . . Haben Sie Nachsicht . . ."

Indessen war auch die Jüngere der beiden Damen herzugeeilt und neigte sich sorglich liebevoll zu der Leidenden nieder.

„Schwester!" redete sie ihr zu, „liebe Helene . . ."

„Laß mich, Kind, es wird mir sogleich besser sein," erwiederte diese mit abwehrender Bewegung, als ob sie ungestört zu sein wünsche.

Langsam erhob sich die Andere, ihr Schleier hatte sich etwas zurückgeschoben, und jetzt erst sah Eduard, wer sie sei.

„Bärbel!" rief er — „Bärbel . . ."

Er rang nach einem Wort, doch er fand kein anderes als ihren lieben Namen.

In Purpur erglühend wie eine Rose, stand sie vor ihm.

„Ich bin nicht aus meinem eigenen freien Antrieb gekommen,“ sagte sie leise, kaum hörbar.

„Aber Sie sind gekommen, Bärbel — Sie sind gekommen!“ Und er ergriff ihre Hände, die sich durch den Handschuh noch heiß anfühlten. Ihr ganzer Körper bebte. Er zog sie zu sich heran; sie widerstrebte kaum. Sie hatte nicht die Kraft, nicht die Besinnung, zu widerstreben. Vollends streifte er ihren Schleier zurück und sah nun in das liebliche, von Roth überströmte, von Thränen befeuchtete Antlitz. Er drückte dieses Antlitz an seine Brust. Sie litt es noch immer. Sie war wie im Traum, in einer vollständigen Befangenheit der Sinne. Er hob ihr Gesicht empor und blickte, selber hingerissen von Schritt zu Schritt, in ihre tiefen, dunklen Augen. Ihre Lippen bewegten sich und leise flüsterte sie, bewußtlos der Seele Geheimniß verrathend: „Eduard, wie lieb' ich Dich!“ Seine Lippen begegneten den ihren, sie erwiederte seinen Kuß, und fest, um sich nie mehr zu lassen, umschlangen sich die Beiden . . .

„Jetzt weißt Du Alles,“ sagte sie, sich von ihm losmachend.

„Aber Du nicht, geliebtes Mädchen!“ und er führte sie zu dem Gemälde, welches sie zuvor, von Eindrücken aller Art bestürmt, nicht gesehen, kaum bemerkt hatte. „Erkennst Du Dich?“ fragte er, auf die weibliche Figur im Vordergrunde deutend.

Sie schlug die Augen nieder.

„O, tausendmal hab' ich Dein gedacht, hier an dieser Stelle,“ fuhr er fort, „schon damals, als ich, noch ringend mit mir und meinem Beruf und Dich gleichsam erst vorausahnend, Deinen lieben Kopf mit den ersten, unsicheren Strichen zeichnete. Ein anderer Kopf war es und doch derselbe — ja, liebes Mädchen, Du sollst es nun erfahren, daß ich Dein Bild in meinem Herzen trug, lange bevor ich Dich mit meinen Augen gesehen. Einst, vor Jahren, als ich noch in meiner Eltern Hause war, fand ich ein kleines Frauenbildniß . . .“

Bärbel stutzte. Dann fragte sie rasch: „Es lag in einem Kästchen von rothem Sammet?“

„Du kennst es?“ entgegnete Eduard.

„Ob ich es kenne?“ rief Bärbel und über sie kam es wie Glanz der Verklärung. „Es ist das Bild meiner Mutter — o Mutter, Mutter, die Du vom Himmel auf uns herniederschaust, ich fühle Dein Walten, und jetzt wird mir Alles klar!“

„Und als Du nun zuerst vor mir standest, an jenem fürchterlichen Abend, und in der Finsterniß, die mich bald umgab, noch einmal erschienst, wie ein Bote des Lichts . . . o, wer schildert meine Seligkeit und meine Qual . . .“

„Und Dein Vater selber war es, der mir das blasse, theure Bildniß brachte, so daß es nun in unserer Stube hängt, wo ich es allfort sehen kann. Die Todten, die wir liebten und die uns liebten, sind nicht ganz todt, Eduard; und sie, die uns zu einander geführt, wird auch die Schützerin unserer Liebe sein.“

„Und Du glaubst, daß es möglich sei?“

„Wenn ich's nicht glaubte, wie möcht' ich hier so vor Dir stehen?“

„Engel meines Lebens! muthiges Herz! Und Du schreckst nicht zurück vor all' dem Unsagbaren, das zwischen uns steht?“

„Wenn ich's thäte, wäre dieser Augenblick nicht ein sündig Spiel, und ach, Eduard! — wie könnt' ich ihn dann überleben? Er hat mich nicht überrascht und ich bereue ihn nicht. Ich habe gemeint, daß es so kommen müßte, noch bevor ich die Geschichte jenes Bildes kannte; und nun ich sie kenne, bin ich ganz ruhig. Soll ich Dir sagen, was ich in

der ersten Nacht geträumt hab', in jener Nacht, vor nun bald zwei Jahren, als ich von Straßburg kam? Dein Vater sagte mir damals: ‚Du, Bärbel, paß wohl auf und merk' Dir gut, was Dir träumt; denn solch' ein Traum geht in Erfüllung.' Er hat mich alsdann manchmal darnach gefragt; aber ich hab' mich geschämt und es ihm nicht gesagt. Dir aber will ich's sagen. Ich habe meine Mutter gesehen, so schön, und so lieb und so deutlich, wie einst in meinen Kinderjahren. Und sie hat zwei Gestalten dahergeführt, zwei junge Männer; den einen davon, den an ihrer rechten Hand, kannt' ich wohl, — denn das Unglück, das er über sich und uns gebracht, hat ihn ja tief in mein Gedächtniß eingeprägt, — den anderen, der an ihrer linken Hand ging, hab' ich damals nicht gleich erkannt, — aber gleich am andern Tag, als Deine Mutter mir zuerst Dein Bild zeigte, wußt' ich, daß Du's warst. Und ich hörte in meinem Traume die Mutter sprechen: ‚O, Bärbel, liebes Kind! wenn die Getrennten wieder beisammen wären, wie ruhig wollt' ich dann schlafen in meinem Grabe! . . .' — Dieses Wort hab' ich nie mehr vergessen — und ich glaube, daß es sich erfüllen wird, seitdem ich gestern Dein Gemälde gesehen habe . . ."

„Mein Gemälde? Wie kommt das Eine zum Anderen?“

Bärbel wollte antworten. Doch sie unterbrach sich. „Still, still!“ rief sie erschrocken, „Du siehst, Helene bemerkt uns . . .“

Es bedurfte nicht der flehenden Geberde Bärbel's, um ihn zur Wahrung des süßen Geheimnisses zu bestimmen, welches sie, mit ihrer eigenen Ehre zugleich, ihm kindlich anvertraut hatte.

Helene war aus ihrem ohnmachtähnlichen Zustand erwacht und theilnahmsvoll näherte sich ihr Eduard.

„Sie haben sich erholt?“ fragte er mit weicher Stimme.

„Vollkommen,“ gab sie zur Antwort; „so vollkommen, daß ich kaum begreife, wie mir vorhin entgehen konnte, was mir jetzt auf einmal so deutlich wird. Bärbel,“ und dabei faßte sie die Schwester fest und fragend in's Auge, „welche Aehnlichkeit mit jener Figur!“

Bärbel ward verlegen.

„Sind Ihnen dergleichen Aehnlichkeiten noch niemals vorgekommen, Madame?“ suchte Eduard ihre Aufmerksamkeit abzulenken.

„Aehnlichkeiten — ja, freilich! Und wenn's

mehr wäre, Bärbel? . . . Aber nein, nein — ich vermag nicht zu scherzen, jetzt, so dicht vor der Entscheidung. Denn der Gefangene, den ich gestern auf Ihrem Bilde gesehen . . . das war nicht Aehnlichkeit mehr, das war er selber . . . O, sagen Sie mir, sagen Sie mir, was Sie von ihm wissen . . . Sie haben ihn gesehen, Sie haben ihn gesprochen — es kann kein Anderer sein, als er! . . ."

Eduard schaute sie betroffen an. „Wie, Madame!" sagte er, „Sie hätten eine Ahnung von dieser räthselhaften Existenz, die meiner Erinnerung sich so tief eingegraben und — wenn ich die Wahrheit sagen soll — auch meinem Herzen!"

„Reden Sie, mein Herr, o reden Sie — wo haben Sie ihn gesehen — wo trafen Sie ihn . . ."

„In Algerien war's, in diesem Lande, wo Alles noch wild, phantastisch und abenteuerlich ist, über unsere europäischen Begriffe hinaus. Und abenteuerlich, wild und phantastisch, und leider nur ein Bruchstück ist die Geschichte, die ich Ihnen zu erzählen habe. Aber sie stimmt, obgleich sie wie aus dem Zusammenhange gerissen und voll von Un=

erklärlichkeiten ist, zu dem Lande, welches gemacht scheint, um Vergessenheit zu suchen, über Verlorenes zu trauern und sich selber zuletzt zu verlieren. O, wie berauscht seine Sonne und wie fühlt Ihre Seele sich angeweht von einem Schauer, indem Sie, sich weiter, immer weiter von den Menschen entfernend, jenem großen Gebiete nahen, durch welches der Mensch nur wie ein Schatten flieht. Und dennoch — welch' eine Majestät in dieser Einsamkeit, welch' eine Musik in diesem Schweigen! Hier, auf der Grenze des Lebens, ringen die Religionen und die Rassen mit einander — und ein bunter Haufen von Abenteurern beutet die willkommene Gelegenheit aus. Hier ist der Franzose, hier der Spanier, der Italiener, der Malteser, der Levantiner. Hier ist der Verbannte des Juniaufstands und des Staatsstreichs; aber hier ist auch der Auswurf von allen Küsten des mittelländischen Meeres, verzweifelte Charaktere darunter, mit dem Gesetz ihrer Heimat auf den Fersen, immer auf der Flucht, um ihr schuldiges Haupt zu verbergen . . . Aber was red' ich doch von diesen Dingen, die so wenig mit meiner Erzählung zu thun haben?"

„Um Gottes willen," rief Helene, „fahren Sie fort! Ich beschwöre Sie, fahren Sie fort!"

Und Eduard erzählte weiter: „Ich hatte mich aus der Hauptstadt des Landes in das Innere gewandt, war von einer Militärstation zur anderen gezogen und durch das Territorium der arabischen Stämme gewandert, bis fast an den Rand der Wüste, wo nur noch die braunen Gesichter und die weißen Mäntel der Kabylen um mich waren. Hier, nicht weit von einer der letzten Ansiedlungen, ward ich räuberisch überfallen; aber da die Sache keine schlimmeren Folgen für mich gehabt, als den Verlust meiner ohnehin nicht beträchtlichen Baarschaft, so hätte ich sie gerne auf sich beruhen lassen, um nur in meinen Reiseplänen nicht unterbrochen zu werden und den nächsten Marktflecken zu gewinnen, in welchem ich hoffen durfte, in den Besitz neuer Mittel zu gelangen. Allein Furcht vor dem französischen Namen, wenn nicht Gerechtigkeitsliebe, führte dazu, daß der Vorfall vor Gericht gebracht wurde. Das Stammesoberhaupt, ein überaus schöner und würdiger Mann, bestand darauf, daß der Räuber nach den Vorschriften des Koran gestraft werde, und gutwillig oder nicht sah ich mich eines Tages gezwungen, in die ‚Mahakma‘, das Haus des Gerichtes, zu treten und vor dem Kadi Zeugniß abzulegen gegen den Verbrecher. Ein

Mann diente mir zum Dolmetsch, welcher, wiewohl er in muselmännischer Tracht ging und das Kopftuch des Stammes trug, doch auf den ersten Blick, noch bevor er gesprochen, den Europäer, den Franzosen verrieth. Die Form seines Gesichts war so fein und der Ausdruck desselben so edel, daß er in dieser fremdartigen Versammlung sogleich einen anziehenden, einen heimatlichen Eindruck auf mich machte. Denn hier, wo der Europäer einer ganz anders beschaffenen, finstern, ja feindlichen Art des Daseins gegenübersteht, schwindet jeder Unterschied der Nationen und nur das Gefühl bleibt übrig, einer gemeinsamen, höheren Bildung und Lebensgewohnheit anzugehören. Außerdem reiste ich unter dem Schutze der französischen Fahne, und was ich dem französischen Genius schulde, war damals unvergessen in mir und wird es ewig sein. Dieser Mann redete mich mitten unter den halbbarbarischen Wüstensöhnen in einem so reinen Französisch an, wie ich es nur in den gebildetsten Kreisen von Paris jemals gehört. Er fragte mich nach meinem Namen. Ich sagte: Grandidier, Eduard Grandidier. Da ward das bleiche Gesicht des Mannes noch bleicher — ein seltsames Zucken begann um seinen Mund zu spielen und seine tief dunklen Augen sahen mich

an, ich weiß nicht, ob mit einem Ausdruck des Schreckens oder der Freude. ‚Grandidier?‘ wiederholte er, und das Wort bebte auf seinen Lippen, als ob es sich nur schwer und mühsam denselben entringe; — ‚so lautet mein Name,‘ gab ich zurück. — ‚Aus Paris?‘ forschte er weiter, unruhig, unsicher und mit den Zeichen steigender Bewegung. — Ich sagte, was an dieser Stelle zu sagen war, über meine Person und meinen Reisezweck; er schien sich zu fassen und erstattete, in der Sprache des Landes, dem Kadi Bericht über meine Angaben.“

Keinen Blick hatte Helene von dem Erzähler verwandt. „Und was sprach er weiter — o, mein Herr, verhehlen Sie mir nichts. An jedem Worte von ihm hängt mein Leben. Was bemerkte er über diesen Namen, der ihn so heftig erregte, so heftig erregen mußte? . . .“

„Der Fall ward entschieden, das Urtheil gesprochen. Die Versammlung zerstreute sich. Am Thore der Mahakma draußen erwartete mich der Fremdling. Er bot mir die Hand und ich erwiederte den Druck derselben. Er konnte lange nicht sprechen, er kämpfte mit sich selber. ‚Grandidier,‘ sagte er endlich — ‚ich hatte einst einen Freund, der so hieß . . .‘“

„Nein, nein!“ unterbrach Helene, „es darf nicht sein! Er war es selber ...“

„‚Er war ein Unglücklicher,‘ fuhr Jener fort, ‚ein vom Schicksal Verfolgter — ein ungerecht Verfolgter, dem ich sehr nahe gestanden ... ein Mann, der gezwungen war, als ein Geächteter und Ausgestoßener seine Heimat zu verlassen, das Haus seiner Väter — ein Weib, das er anbetete, und ein einziges Kind dem Elend, der Verzweiflung, der Schande preiszugeben — ein Sträfling, zum Bagno verdammt, und dennoch, glauben Sie mir, o glauben Sie mir's, mit einem reinen, schuldlosen Gewissen ... Haben Sie niemals von einem solchen Manne gehört?‘ ... Eine Erinnerung stieg in mir auf, ich hatte von einem solchen Manne reden hören und zwar an dem letzten Abend, den ich selber in meinem elterlichen Hause zugebracht.“

„Und hatten Sie noch immer keine Ahnung, wer vor Ihnen stand?“ rief Helene, fast zürnend.

„Keine!“ erwiederte Eduard mit dem Ton vollkommener Hoffnungslosigkeit. „So verhängnißvoll war jener Abend für mein eigen Geschick und so Vieles geschah seitdem,“ setzte er mit bewegter Stimme hinzu, „was einen tiefen Riß in mein eigenes Leben gemacht, daß nur ein vages Erinnern

in mir auftauchte bei dieser Begegnung. Was ich wußte, das sagte ich ihm; auch daß für die Familie seines Freundes von Berlin aus gesorgt werden würde, so viel ich gehört habe. Da leuchtete sein Auge auf — dann aber brach er kurz ab. — Ob er selber nichts mehr von seinem Freunde vernommen habe? fragte ich ihn. — ‚Nein,‘ erwiederte er, ‚niemals — er wird todt sein, es wäre das Beste für ihn.‘ Mehr habe ich von ihm nicht erfahren können. Er kam nicht mehr auf seinen Freund zurück; ja, schien zu bereuen, so viel von ihm gesprochen zu haben. Dagegen ließ er sich's nun angelegen sein, mich über seine Vergangenheit zu unterrichten. Er sei allerdings Franzose, habe lang in den französischen Kolonieen gelebt, sei von Kanada nach Algerien gekommen, habe zuerst in den Städten sein Glück versucht, sei mehrmals niedergebrochen, und hierhin, dorthin in diesem Lande verschlagen worden, bis er zuletzt hier Wurzel gefaßt, wo er unter dem Namen Ben Sadun lebte. Ich merkte wohl, daß er nur die halbe Wahrheit sagte. Doch war es unnütz, in ihn zu dringen. Unverholene Bitterkeit gegen die Menschen sprach aus ihm, und Furcht vor ihnen oder Haß gegen sie hatte ihn wohl auch hieher geführt, in die Nach-

barschaft der Wüste und festgehalten unter einer gleichgestimmten Bevölkerung. Und dennoch erschloß sich ein reines Gemüth und ein warmes Herz, wenn man vertrauter mit ihm wurde. Das aber schien er vermeiden zu wollen, wie wenn ein Fluch ihn überall forttreibe, wo Glück oder Freundschaft ihm auf's Neue lächelte. Lang über die Zeit, die ich mir vorgesetzt, war ich in dem Dorfe geblieben, wo der Verkehr mit Ben Sadun mich fesselte mit immer wachsendem Reiz. Eines Morgens tritt er in mein Zelt. — ‚Eduard,‘ sagt er, ‚wir müssen scheiden. Ich habe zu viel von Europa, zu viel von Frankreich gehört, um es länger ertragen zu können. Nicht weit von hier, in der nächsten Militärstation, wirbt man Truppen an zu einem Streifzug gegen einen aufständischen Kabylenstamm und ich habe Handgeld genommen. Lebe wohl!‘ — ‚Und sonst nichts?‘ frag' ich beklommen. — ‚Sonst nichts,‘ gibt er zur Antwort . . . ‚Nichts!‘ . . . ‚Und werden wir uns niemals wiedersehen?‘ ruf' ich, ihm nacheilend . . . An der Zeltthüre bleibt er noch einmal stehen, mit seinen traurigen Augen mich fast zärtlich anblickend. ‚Wer weiß es?‘ sagt er. Dann fällt die Zeltgardine über ihm zusammen und er ist fort.“

Eduard schwieg.

„Und das ist das Ende Ihrer Erzählung?“ fragte beklommen Helene.

„Es ist das Ende. Für mich aber floß das Schicksal Ben Sadun's mit dem seines Freundes unbewußt zusammen und verfolgte mich und ließ mir keine Ruhe, bis ich dem, was eine quälende Vorstellung für mich geworden, einen Ausdruck gegeben in jenem Bilde, welches Sie kennen . . . O, wenn ich damals hätte ahnen können, was ich jetzt weiß!“ . . .“ Und er ergriff die Hände Helenens und drückte sie fest und innig an sein Herz.

„Ich verstehe Sie, lieber Eduard,“ sagte sie gerührt, „und danke Ihnen! Welche Hoffnung aber bleibt mir? . . .“

Ihr letzter Blick fiel auf das Gemälde, welches sie bei ihrem Eintritt so stürmisch begrüßt hatte. „Wenn es zur Wahrheit würde!“ murmelte sie, die Worte Béranger's wiederholend:

«France adorée!
Douce contrée!
Puissent tes fils te revoir ainsi tous! . . .»

Dann entfernte sie sich langsam. Bärbel blieb noch eine Weile zurück.

„Geliebte!“ sagte Eduard, auf das Bild deutend, „fürchte nicht, daß es jemals dem Blicke der Welt ausgesetzt werden könnte. Für mich allein hab' ich es gemalt, als ich noch nicht wußte, daß ich es auch für Dich malen dürfe. Nun aber ist es Dein!“

Drittes Kapitel.

Geständniß.

Bärbel wagte nicht, sich ihrer Schwester anzuvertrauen. Aber zu Einer trieb es sie: zur Mutter Eduard's.

„Mutter," rief sie, indem sie ihr erglühendes Köpfchen an der Brust der guten Frau verbarg und die Augen schloß, „jetzt muß ich Dir etwas sagen ..." Und sie begann, aber stockte sogleich wieder. Warum ward es ihr so schwer, von einer Sache zu sprechen, welche doch ihr selbst so natürlich erschienen war? Sie kämpfte sichtlich gegen ein inneres Widerstreben, und Frau Louise Dorothea bemerkte diesen Kampf.

„Gutes Kind," sagte sie, „was ist es denn?"

Bärbel rang vergeblich nach einem Ausdruck.

Jetzt erst, wo sie's mit Worten sagen sollte, überkam sie plötzlich ein Gefühl der Scham, welches sie bisher nicht gekannt hatte.

„O Mutter, Mutter!“ rief sie, „was hab' ich gethan!“ . . . Und sie kehrte sich von ihr ab, das Gesicht mit den Händen bedeckend.

„Bärbel,“ entgegnete Frau Grandidier, „Du kannst nichts Schlimmes thun. Sprich's darum frei heraus.“

Aber Bärbel hörte nicht. Sie stand noch immer abgewandt. Frau Grandidier nahte sich ihr liebevoll. „So sei doch vernünftig,“ redete sie ihr zu, indem sie versuchte, die Hände, welche Bärbel noch immer gegen das Gesicht gepreßt hielt, von demselben zu entfernen. Da jedoch brach ein unaufhaltsamer Thränenstrom aus des Mädchens Augen und laut weinend warf sie sich zu den Füßen der Matrone nieder.

„Du machst mich ängstlich Kind,“ sagte Frau Grandidier; „und jetzt muß ich's wissen, nicht meinetwegen, sondern Deinetwegen.“ In ihrem Tone lag eine gewisse Strenge, welche man an der gutherzigen Frau sonst nicht gewöhnt war.

Bärbel hob das von Roth übergossene Gesicht und die naßgeweinten Augen zu der mütterlichen

Freundin empor, und sah so rührend aus in ihrer Unschuld und Verwirrung, daß Frau Louise Dorothea sich nicht enthalten konnte, einen herzhaften Kuß auf die Stirne des Mädchens zu drücken. Da sprang Bärbel vom Boden auf und umschlang leidenschaftlich die Alte. „Du sollst es wissen," rief sie, „Du ganz allein, daß Eduard" ... Aber bei diesem Namen stockte sie wieder und schien sich auf etwas zu besinnen. „War's nicht an dieser Stelle," fuhr sie dann fort, und ihr bisheriges Schwanken verwandelte sich in Sicherheit und ihr ganzes Wesen nahm einen Ausdruck von Bestimmtheit an, als ob sie einem Widersacher gegenüberstände und entschlossen sei, keinen Schritt zurückzuweichen. „War's nicht hier, daß der abscheuliche Mensch, der ... der Professor ... wie nanntet ihr ihn doch gleich ... Bestvater ..."

„Ach Der," sagte Frau Louise Dorothea mit einer Art von gütigem Bedauern, und durch ihren Sinn ging es ordentlich wie ein Erinnern aus alter ferner Zeit, „der Bestvater! Was hat denn der Mann Dir gethan, mein Kind?"

„O viel, sehr viel — mir und euch Allen!" Und ihr Auge glühte von Zorn und ihre kleinen Hände ballten sich und sie stampfte mit dem rechten

Fuß auf den Boden. „Solch' eine verächtliche, feige Seele, welche die Kunst mißhandelt und mißbraucht . . ."

„Na, die war niemals weit her, sofern es ihn betrifft . . ."

„Und eben deßwegen hat er den Vater in seinem Widerwillen bestärkt. War's ein Wunder, wenn der Vater nicht wollte, daß sein Sohn wie Der werde? . . ."

„Das sind alte Geschichten, liebes Kind," sagte Frau Louise Dorothea mit einem tiefen Seufzer; „die sind lange vergangen und nicht mehr gut zu machen. Die muß man vergessen . . ."

„Aber nicht vergessen will ich, nein, niemals, wie er da gesessen," und sie wies auf einen Sessel, dem kleinen gelben Nähtisch gegenüber. Denn es war noch derselbe Nähtisch und dieselbe Stube in dem alten Hause zu Neu-Cölln am Wasser — Alles noch wie vor Jahren.

„Weißt Du nicht, was er jenesmal geschwätzt hat, und wie er von Einem in's Andere gekommen ist und zuletzt Eduard . . . verheirathen wollte . . ."

„Nun?" erwiederte Louise Dorothea und sah Bärbel fragend an. „Du weißt ja aber auch,

daß von der lächerlichen Sache gar nicht weiter die Rede war."

„Mich aber ergriff ein unaussprechlicher Groll gegen den Mann und ein heftiger Schreck und eine große Furcht und ein Gefühl — Mutter, ein Gefühl, als ob ein Wurm an meinem Herzen nage ... Was hatte der Mann mir gethan, daß ich ihn haßte? Tagelang, nächtelang habe ich darüber nachgedacht und wurde den Gedanken niemals los ... Und es setzte sich etwas fest in mir, und ich meinte, ich müßte das unglücklichste Geschöpf von der Welt werden, und es hat mich arg bedrückt, obwohl ich mit Niemanden davon je gesprochen habe! Was hätte ich auch sagen sollen? Ich wußt's ja selber nicht. Und dann kamen Zeiten, wo mich's auch wieder sehr glücklich machte, daran zu denken — bis ich mich besann und mir sagte, daß ich eine Thörin sei und mich deßwegen ausschalt ... und so ging es auf und ab in mir und es hat Niemand darum gewußt als ich allein. O Mutter, es war eine traurige Zeit, und doch möcht' ich sie nicht hingeben — ich weiß nicht für was!"

Sie hatte den Kopf gesenkt und sah nachdenklich vor sich nieder, als ob sie noch einmal Alles an sich

vorüberziehen sähe, was sie Tag für Tag erlebt und jahrelang verschwiegen.

„Da geschah's an jenem Abend, daß ich ihn zum ersten Mal sah . . . weißt Du noch, Mutter?" Und sie öffnete die Thüre, die zu dem anstoßenden Zimmer führte, „dort war's, dort saß der Vater, von seiner schweren Krankheit betroffen, und ich kniete neben ihm, und auf einmal mitten in meinem Schmerz, indem ich aufschaue, begegnet mein Blick einem anderen Blicke — fremd und doch vertraut, als hätt' ich ihn seit Ewigkeit schon gekannt und gesucht und vermißt und endlich gefunden . . . es war Alles so, wie man zuweilen träumt . . . man sagt sich: es ist nicht wirklich, und dennoch sieht man's und trauert, daß Alles verschwunden sein wird beim Erwachen . . . Hierauf sah ich ihn nur noch einmal, spät an demselbigen Abend, als alle Gäste fort waren und ich selber heimging — da stand er noch, inmitten der Dunkelheit, dort unten auf der Brücke. Das war das letzte Mal, und dann hab' ich ihn nicht mehr gesehen . . . bis . . . gestern!" Sie holte tief Athem, als müsse sie zu dem, was folgen sollte, neue Kraft schöpfen. „Und nun horch' auf, liebe Mutter."

Das Auge der guten Frau hing gespannt an

den Lippen Bärbel's; und nun erzählte diese ihr von dem großen Ruhm, den Eduard mit seinem ersten Bilde sich errungen; sie hatte wohl davon vernommen, aber doch nur so, wie in diesem Hause davon gesprochen werden durfte, und noch nie mit solcher Begeisterung. Und selbst wenn dem nicht so gewesen wäre: wann wird eine Mutter müde, den Ruhm ihres Sohnes verkünden zu hören?

„Und Du hast das Bild gesehen, und es ist wirklich so schön, wie Du sagst?“

„Noch viel, viel schöner! Wie könnt' ich es mit Worten sagen? Und nun denk' Dir, Mutter, denk' Dir: als Helene vor das Bild hintritt, mit dem ersten Blick darauf erkennt sie den unglücklichen Mann, den sie liebt und von dem sie seit Jahren keine Nachricht mehr gehabt . . . ‚Alphons!‘ ruft sie und es geht mir durch und durch, die Schwester so rufen zu hören, als sei der unglückliche Mann, nach welchem sie nicht aufhört sich zu sehnen, wirklich da zugegen. Und es war doch nur ein Bild! Zugleich aber erfaßt mich auch wieder der Gedanke, wie verwandt das Schicksal dieser Häuser der Grandidiers, welch' ein entsetzlicher Riß in dem euren und dem unseren; wie beiden der Sohn entrissen, und welch' ein Wunder — nein, welch'

eine Fügung das wäre, wenn es sich bestätigen sollte, daß Eduard Grandidier und Alphons Grandidier einander gefunden hätten? Wer könnte sich gegen ein solches Zeichen verschließen? ‚Ich muß Gewißheit haben!‘ sagte Helene, schrieb an Eduard, und bat um Erlaubniß, ihn besuchen zu dürfen. Sie wünschte, daß ich sie begleite. Mein Herz sträubte sich dagegen. Mir war's schon als eine Sünde vorgekommen, dem Willen des Vaters entgegen, das Bild angesehen zu haben. Immer, derweil wir dort waren, zitterte ich, daß mein Ungehorsam ihn kränken oder wohl gar seiner kaum hergestellten Gesundheit schaden könne. Dir, Du arme, liebende Mutter, brauch' ich ja nicht zu sagen, wie wir uns in diesem Punkte hüten müssen; und nun gar Eduard sehen, Eduard sprechen . . .“

Sie schwieg eine Weile, während welcher Frau Grandidier ihre Hand ergriffen hatte. „Du weißt, liebe Bärbel, Du von Allen am meisten, wie's in meinem Herzen aussieht, wenn ich auch ganz still bin. Da drinnen aber ist es nicht so still; da weint es und schreit es unablässig nach dem Sohne, der — was er sonst auch sein mag, berühmt oder unberühmt, doch immer und ewig mein Kind ist . . . Aber ich habe nur die Wahl zwischen meinem

Manne, den es in seinem jetzigen Zustande tödten würde, wenn ich von ihm ließe, und meinem Sohne, der ohne mich leben kann, ohne mich leben muß . . . wenn ich auch darüber zu Grunde gehe! . . ."

Der lang verhaltene Gram machte sich endlich in Thränen Luft. „Kein Mensch, kein Mensch kann wissen," schluchzte sie, „was ich gelitten habe und wie man mir mein Mutterherz Stück für Stück zerbrochen hat; und ich würd's auch nicht ertragen haben, wenn ich nicht die gute Natur gehabt hätte. Doch sie gibt nach, Kind, sie gibt nach. Ich werde mürbe. So was zehrt am Leben."

„Das wolle Gott verhüten!" rief Bärbel, sich innig an sie schmiegend. „Du sollst noch viel Freude haben, Mutter, Du, eine so stattliche Frau und mit einem so berühmten Sohne! Nun will ich mich aber auch nicht frommer machen als ich bin; denn vor Dir hab' ich keinerlei Geheimniß, und das sollst Du nicht glauben, daß es einzig Furcht vor dem Vater gewesen, die mich in meinem Gewissen so bedrängt hat. Ach nein! 's war vielmehr eine Beklommenheit und eine Angst und eine Stimme in meinem Inneren; ordentlich bitten und zuletzt befehlen mußte mir die Schwester, sonst wär' ich wahrlich nicht gegangen, und noch auf der

Treppe blieb ich stehen und sagte: ‚Fürwahr ich kann nicht; Schwester, schick' mich heim' — so daß sie ganz unwillig ward und mich an dem Arm faßte und rief: ‚Du wirst mich hier noch in Verlegenheit bringen!' Sie hatte ja freilich keine Ahnung von dem Grunde meines Widerstrebens; und wenn sie nicht gewesen, ich wäre davon gelaufen, und hätte mich in meinem Kämmerlein auf mein Bett geworfen und geweint vor . . . vor Scham und großer Betrübniß . . . doch sie hat es gewollt, und was weiter kam . . . o Mutter, Mutter, ich bin nicht Schuld daran."

„Und was kam dann?" forschte Frau Grandidier mit begreiflicher Theilnahme.

„Wie kann ich Dir's sagen?" erwiederte Bärbel, auf's Neue tief erglühend. „Es war, wie wenn der Himmel sich aufthut. Wer kann so viel Glanz und Herrlichkeit schauen und würde nicht geblendet? Frag' mich nicht . . . wonach Du heimlich Dich gesehnt, heimlich und hoffnungslos, in ungezählten bangen und traurigen Stunden, es kommt Dir entgegen, es öffnet Dir die Arme — hast Du den Muth, die Kraft, es zurückzustoßen? . . . Mir schwand sie, mir schwand jeglich Bewußtsein hin, und er zog mich an seine Brust und drückte einen Kuß

auf meinen Mund — es durchschauerte mich eine Seligkeit und Verdammniß — und ich vermochte doch nicht die Hand zu erheben und ich mußte Alles leiden ..."

„Und Deine Schwester?" rief Frau Grandidier, halb vorwurfsvoll, halb erschüttert von der unerwarteten Wendung.

„Der Anblick eines neuen Bildes, welches ihr das eigene Schicksal wieder vor die Seele stellte, hatte sie so heftig erregt, daß ein leichter Anfall von Ohnmacht ihr das Bewußtsein nahm und die Wimpern schloß. Als sie wieder zu sich selber kam, war der Augenblick vorüber, der mich Eduard zu eigen gegeben — — ach, nur ein Augenblick und doch ein ganzes Leben werth ... Jetzt weißt Du Alles, Mutter, und jetzt verdamme mich, wenn Du kannst ..."

Zögernd stand Frau Grandidier, doch nur eine kurze Zeit; dann rief sie: „Nein, ich kann es nicht! Komm' an das Herz Deiner Mutter! Meine Tochter, meine Tochter!"

Und stürmisch, mit beiden Armen umschlang sie das Mädchen; dann ward es stiller, immer stiller, und Bärbel glitt an der Seite der guten Frau sanft zu Boden und barg ihr heißes Antlitz im

Schooße derselben und summte leise vor sich hin diese Worte des alten Liedes:

„Du bist mein und ich bin dein,
Uns soll der Feind nicht scheiden."

Und segnend legten sich die Hände von Eduard's Mutter auf ihr dunkellockiges Haupt.

*

Wenn das Verhältniß von Bärbel zu Frau Louise Dorothea schon zuvor ein inniges gewesen, so ward es noch vertrauter und gleichsam das ganze Leben der Beiden umfassend seit diesem Tage; das Geheimniß, welches sie verband, war von heiligender Art und erwies sich fast so mächtig, als sonst nur Bande der Natur — Mutter und Tochter hätten nicht zärtlicher für einander empfinden, noch einander offener in die Seele blicken können.

In der langen Zeit, während welcher der Zwiespalt zwischen Vater und Sohn durch ihr Haus und ihr Herz gegangen, hatte sie sich zwar gewöhnt, die Zukunft Eduard's als etwas Fremdes zu betrachten; als Etwas, was nicht mehr zu ihr gehöre. Jetzt aber regte sich plötzlich wieder jene Stimme, welche nur zu deutlich in solchen Wendepunkten spricht. Sie fühlte, wie Mütter immer fühlen

werden, wenn der entscheidende Moment für ihre Kinder gekommen ist: ein Glück, das nicht ohne Wehmuth, ja selbst Schmerz ist. Aber so sehr naturgemäß ist Mutterliebe, von ihrer ersten Regung an, mit Schmerz verknüpft, daß er gleichsam als die Weihe derselben erscheint. Sie fing wieder an, sich eine Zukunft auszumalen; was sie nicht mehr für sich gehofft, das hoffte sie jetzt für Bärbel, und in diesem Mädchen trat ihr der eigene Sohn wieder näher. Was ihr als eine Schuld gegen ihren Mann erschienen wäre, wenn es sich um ihr Wohl und Wehe dabei gehandelt hätte, das nahm sie freudig auf sich und ohne nur einen Augenblick geschwankt zu haben, da sich's um Bärbel handelte.

Nur dieses machte sie zur Bedingung: daß die Liebenden sich nicht wieder sehen, auch nicht mit einander korrespondiren sollten ohne Wissen und Zustimmung der Mutter. Bärbel versprach es und schrieb hierauf an Eduard. Sie wollten im Herzen einander die Treue bewahren, welche der erste Kuß besiegelt; aber da die Sache vor den Menschen verborgen bleiben müsse, so solle zwischen ihnen auch kein Verkehr sein, bis es ihnen gestattet wäre, sich offen zu ihrer Liebe zu bekennen. Sie wollten diese Prüfungszeit, im Vertrauen auf einander,

über sich nehmen und das Ende derselben in Geduld und Zuversicht erwarten.

Eduard erwiederte, daß er sich in Alles füge, was sein angebetetes Bärbel von ihm verlange; wenn es nur nicht sei, daß er ihr entsage. Das Ziel seines Lebens stehe nun in herrlicher Schöne vor ihm; und er werde vor keinem noch so schweren Wege, wenn er nur dahin führe, zurückschrecken. „Geliebte," schrieb er, „wie beglückt wär' ich, selbst in dieser meiner Einsamkeit, die Dein holdes Bild erfüllt und belebt, und wie könnt' ich dem Vollgefühl dieses Glückes mich hingeben, dieser Sehnsucht nach Dir, welche mein ganzes Schaffen durchdringt, und Alles, was ich denke, was ich träume, wie mit einem Goldschein umgibt . . . Aber ach! Bärbel, daß ich in diesem Wonnezustand einer fast unirdischen Liebe, die nur Gewißheit verlangt, nicht unmittelbaren Besitz — daß ich es dennoch empfinden soll, wie sehr ich Mensch bin, und daß keine Seligkeit der Welt, keine Tröstung der Kunst genügt, mich über das zu täuschen, was der dunkle Punkt meines Lebens ist. Warum gerade jetzt, da das Bewußtsein, von Dir geliebt zu sein, Alles in mir und um mich her ergreift und beherrscht, quält dieser Gedanke mich mehr als zu-

vor? Ist es vielleicht, weil eine solche Liebe die Seele so sehr erhellt, so sehr reinigt und so fein stimmt, daß sie schon für den geringsten Mißklang empfindlich wird? Aber ich will nicht kleinmüthiger sein, als Du es bist, Geliebte! Ich will meinen Weg gehen, ich will meine Pflicht erfüllen, ich will — was härter ist — meine Ungeduld zügeln. Begehrenswerth ist der Lorbeer; begehrenswerther die Palme, die ich einst aus Deinen Händen erwarte, geliebtes Mädchen . . .“

Viertes Kapitel.

Frühling in der Mark.

Auf's Neue war es Frühling geworden in den deutschen Landen und der Mai gekommen, auch nach Berlin, welches der Mai besonders lieb hat. Der Thiergarten wurde wieder grün; der Fink zwitscherte, die Lachtaube gurrte, das Eichhörnchen lief über den Weg und kletterte geschmeidig an den alten Baumstämmen empor. Auf dem Wilhelmsplatz blühte der blaue und der weiße Flieder, die Rasenflächen funkelten, bunt in den zierlichen Beeten schimmerten die Blumen und in Bismarck's Garten schlug die Nachtigall. Mit ihren lustigen Federbüschen prangten die Kastanien hinter dem Zeughaus und der Universität, fröhlich rauschten die beiden Springbrunnen im Lustgarten, und aus

einem feinen, feuchten Nebel hoben sich die dunkle Kuppel des Domes und der Thurm der Marienkirche.

Doch viel schöner noch war es, wenn man die Stadt hinter sich ließ und an den Wald kam, und an das Ufer der Spree, welches um diese Zeit noch still ist und wenig besucht wird. Hieher hatte sich der kleine Haushalt aus dem alten, weitläufigen Gebäude zu Neu-Cölln am Wasser bewegt; denn Herrn Grandidier's Villa war nun gänzlich vollendet, möblirt und hergerichtet und empfing an einem milden, sonnigen Tage, wo die Luft von Frühlingsgeruch erfüllt war, seine künftigen Bewohner.

Herr Grandidier war in voller Rekonvaleszenz begriffen. Die feiertägliche Ruhe, die ihn aufnahm, that ihm unendlich wohl. Es kam dazu das Gefühl, in einer neuen Umgebung zu sein. Denn wiewohl ihm Alles ringsum bekannt und dieß sein Lieblingsplätzchen von Kindheit auf war, so sah er es doch nunmehr aus seinem eigenen Hause. Dieser Erdenfleck, der einst, vor vielen — ach, so vielen! — Jahren des Knaben Paradies gewesen, er war nun sein eigen; der Mann, der schon der Grenze des Alters nahte, hatte sich ihn gleichsam als den

Preis seines Lebens erworben. Der Wald war wie damals und der Fluß war wie damals, und Rohr und Schilf und Weiden flüsterten. Aber dazwischen stand sein neues, prächtiges Haus mit Thurm und Säulenfront und Altan, ein begehrenswerther Ruhesitz für einen Berliner, der seinen heimatlichen Boden liebt. Nachbarhäuser waren da, doch durch grüne Strecken dazwischen liegender Haide getrennt; bäuerliche Gehöfte, mit alten Kastanien vor der Thür, schauten vom jenseitigen Ufer herüber, wo der Fluß sich zu einer jener Buchten erweitert, welche für den Spreelauf so charakteristisch sind und ihm, in seiner bescheidenen Art, einen solchen Reiz verleihen. Es fehlte nicht an Laubholz, und Pappeln von der Landstraße ragten aus der dichten Masse des Grüns. Sehr schöne Buchen und Birken waren da, und herrliche Weiden und Erlen, welche die Nähe des Wassers lieben. Aber dahinter stand der Kiefernwald, ernst und selbst um diese Blütezeit des Jahres dunkel. Die Wolken wandelten darüber hin, die Sonne lieh ihm ein kurzes, wehmüthiges Lächeln; und ein wundersamer Geruch entströmte ihm und drang in die Zimmer der Grandidier'schen Villa, sobald man die Fenster öffnete. Und so still war es hier, das Plätschern

des Wassers hörte man, das Rauschen des Waldes, den Ruf des Kukuks, und nur zuweilen in den Nächten den Pfiff der Lokomotive, jenseits des Waldes. Und wie köstlich waren die frühen Morgenstunden, wenn der Wiedergenesene auf den wohlgepflegten Kieswegen zwischen seinen Blumen spazieren ging, in dem geräumigen Schlafrock von weichem, feinem Kaschmirstoff, den er sich für diesen ländlichen Aufenthalt hatte machen lassen, und mit der langen Pfeife, der er nach der Gewohnheit der Alten huldigte.

„Siehst Du,“ sagte er zu seiner Gemahlin, „das hätte ich mir in meiner Jugend nicht träumen lassen!“

Hierauf blieb er wohl nachdenklich eine Weile stehen, um hinauszuschauen auf den Fluß, der von der Morgensonne beschienen ward, und auf die Schiffe, die darüber hinglitten, und die rothen Segel, die sich darin spiegelten.

„Louise Dorothea,“ sagte er, indem er sich wieder zu seiner Frau wendete, „hier wollen wir die paar Jahre, die Gott uns noch schenken mag, glücklich mit einander sein. Komm', Alte, gib mir die Hand! Du hast es verdient, glücklich zu sein. Ich habe Dir vielen, vielen Kummer gemacht...“

Frau Louise Dorothea gab ihm die Hand und lächelte. Doch ihr war sehr weh um's Herz. Wenn er auf diesen Punkt kam, so war ihr jedesmal, als sei nun die Stunde, wo sie ihm endlich ihr Inneres öffnen und den ganzen Jammer zeigen dürfe, welchen es so lange schweigend umschlossen. Doch sie wußte zu gut, was sie, jetzt noch mehr als zuvor, der Nothwendigkeit schuldig war; sie hatte sich und ihr Herz beherrschen lernen und Herr Grandidier bemerkte das wohl. Ehedem hätte selbst ein so geduldiges Fügen ihn verletzt, er hätte Zustimmung verlangt. Jetzt war seine frühere Heftigkeit gleichsam gedämpft, sein ganzes Wesen war durch die Krankheit milder gestimmt worden, als habe dieselbe nicht nur körperlich, sondern auch seelisch gewirkt, — denn, in der That, wer mag das Eine vom Anderen scheiden? Eine gewisse Schwäche war zurückgeblieben, eine gewisse Langsamkeit in der Bewegung und Sprache, welche man sonst an dem lebhaften und leicht erregbaren Manne nicht gekannt hatte. Still, ohne Zeichen des Mißmuths oder des Aergers, sah er seine Frau sich von ihm entfernen; still, ohne ein Wort zu sagen, beugte er sich zu seinen Blumen nieder, deren Fortschritten er mit größter Aufmerksamkeit von Tag zu Tag,

ja von Stunde zu Stunde folgte. Er ging zu den Rosenstöcken, deren Knospen sich seit gestern Abend schon kräftiger entfaltet hatten. Er untersuchte die Bäumchen, welche, breit in Spalier gezogen, an der besonnten Gartenmauer standen, und sah nach den Treibhäusern, aus denen in großen Kübeln und Töpfen die Kamellien und Palmen und Orangenbäume schon in's Freie gewandert waren, um des Lichtes und der Wärme sich draußen zu erfreuen. Sein Sinnen und Sorgen war jetzt ganz von diesen Dingen ausgefüllt, wie vor einem Jahre von dem Bau des Hauses und der Anlage des Gartens. In diesem Garten und Hause, mit der Grenze des Wassers und dem Horizonte des Waldes war jetzt seine Welt beschlossen, und was jenseits derselben lag, hatte jedes Interesse für ihn verloren; ja, es war ihm widerwärtig, daran erinnert zu werden. Er hatte sich nicht von der Arbeit seines Lebens zurückgezogen wie ein Mann, der nach wohlvollbrachtem Tagewerk das, was er mühsam und erfolgreich geschaffen, dem Gesetze der Natur gemäß einer jüngeren und rüstigeren Kraft überträgt; es war eine Flucht und ein vollständiger Bruch mit der Vergangenheit. Allmälig und ohne daß er sich dessen deutlich bewußt worden wäre,

hatte der Umschwung in ihm sich vollzogen. Die Hälfte seiner Jahre — nein, seiner Jahre besten Theil hatte er damit verbracht, einen Willen, welcher dem seinen entgegenstand, zu beugen; ein unheilbares Zerwürfniß hatte er in der Familie heraufbeschworen, — er sagte sich nicht, daß er sich eines Unrechts schuldig gemacht. So weit ging Herr Grandidier nicht. Er hatte ja nur das Beste seines Hauses gewollt, dessen unverminderten Glanz und gesicherten Wohlstand, indem er dem Sohne, den er über Alles geliebt, ein Glück anbot, welches fest in der Ordnung der Dinge und dem Herkommen begründet war; und was er für diese gewiß nicht unväterliche Absicht geerntet, war Trotz, Ungehorsam und Undankbarkeit gewesen. Aber war es nicht sonderbar, daß er, der dem Sohn hartnäckig verweigert hatte, der zwingenden Stimme seines Innern folgen zu dürfen, jetzt selber einem ähnlichen Zwange gehorchte, da die alten Verhältnisse ihm keine Befriedigung mehr gewährten; daß er, Herr Grandidier, der Fabrik und Geschäftsthätigkeit den Rücken kehrend, hier stand, unter Gottes blauem Himmel, um nichts bekümmert als um seine Blumen und seine Bäume?

Wohl lag ein Widerspruch darin und Herr

Grandidier fühlte denselben; aber er müßte nicht Herr Grandidier gewesen sein, um ihn, wenn auch nur vor sich selber, zu bekennen. Er beschwichtigte vielmehr sein Gewissen mit der Erwägung, daß Fabrik und Verwaltung gut aufgehoben seien, indem er sie der Obhut seines bewährten Freundes anvertraut hatte. Was einst, was künftig damit werden sollte, daran wollte er nicht mehr denken. Seine liebsten Pläne waren gekreuzt und vereitelt worden; er hatte sich, ein geschlagener Mann, von seinem Posten zurückziehen müssen. Lang und bitter hatte diese Demüthigung an seinem Herzen genagt; Unlust und Ueberdruß waren daraus erwachsen, und das Uebermaß innerlicher Spannung hatte ihn zuletzt niedergeworfen. Aber die Folgen seiner Krankheit hatten auch darüber einen Schleier gebreitet; eine Art wohlthätigen Vergessens hatte sich seiner bemächtigt. Die Thatsachen standen fest; aber er quälte sich nicht mehr mit dem Gedanken, daß es anders und besser hätte kommen können.

Wenn die Seinigen aus der Stadt ihn an den sonnigen Nachmittagen besuchten, so freuten sie sich über sein frisches, fast blühendes Aussehen.

„Es fehlt mir ja auch nichts, meine Kinder," sagte er dann; „ich habe ein bequemes Haus, einen

hübschen Garten, meine Behaglichkeit und meine Pflege. Warum soll ich nicht gesund aussehen?"

Die Frau Kanzleiräthin nickte zustimmend. Sie fand es hier draußen ganz reizend und hätte nichts dagegen gehabt, mit der ganzen Schaar kleiner Kanzleiräthe herauszuziehen, um den Sommer hier zuzubringen. Wenn nur ein Mensch daran gedacht hätte, sie einzuladen!

„Ich will meine Ruhe haben," sagte Herr Grandidier, sobald seine gutmüthige Ehehälfte Miene machte, auf das Kapitel zu kommen. „Außerdem ruiniren mir die Jungens meine Rabatten. Ich zittere jedesmal, wenn sie nur am Nachmittag da sind. Laß sie zu Süchiers gehen; die haben mehr Platz als wir."

Darauf in der That war die Absicht der Frau Kanzleirath gerichtet. Süchiers hatten sie zwar auch nicht eingeladen. Aber das machte nichts. Süchiers hatten sie noch niemals eingeladen und doch war sie jedes Jahr gekommen; sie nebst Gemahl und sämmtlichen Kindern. Süchiers brauchten nicht erst gefragt zu werden. Das verstand sich von selbst. Sie waren bereits vor einigen Wochen nach Schlesien abgereist und zitterten wahrscheinlich schon vor dem Beginn der Hunds-

tagsferien, der ihnen den jährlichen Besuch bringen würde.

Herr Grandidier hatte genug an der Gesellschaft Bärbel's, welche auf seinen ausdrücklichen Wunsch mit hinausgezogen war. Seit der Krankheit, wo das Mädchen als unermüdliche Wärterin an seinem Lager gewaltet, war sie ihm unentbehrlich geworden. Er konnte nicht mehr ohne sie leben. Doch war sie lang nicht mehr das muntere Geschöpf, das immer zu Lachen und Scherz aufgelegt und keine Antwort schuldig blieb. Sie konnte mitunter recht einsylbig sein und war im Allgemeinen ernster, nachdenklicher.

„Bärbel," sagte Herr Grandidier einmal, als sie mit einander im warmen Sonnenschein durch den Garten auf und ab gingen, sie mit einem Flortuch um den Kopf, er in seinem großgeblümten Schlafrock, in dem Sammetkäppchen, welches Bärbel ihm gestickt, und mit der langen Pfeife, welche mit extrafeinem Knaster gefüllt war. „Wenn ich nur in aller Welt wüßte, was mit Dir vorgegangen ist. Da lässest Du den Kopf schon wieder hängen, Mädchen, und sagst kein Sterbenswort."

„Ich? Was soll ich sagen?" erwiederte sie ausweichend.

„Nun, da ist doch viel zu sagen, an einem so schönen Morgen wie heut. Sieh' Dir zum Beispiel die Rosen an; da sind wahrhaftig schon wieder drei Knospen aufgegangen . . ."

„Ja, die Rosen, die Rosen . . ." wiederholte Bärbel träumerisch; und vor dem Strauche stehen bleibend, summte sie leise ein altes Heimatlied:

„Han an em Ort e Blüemli gseh,
E Blüemli roth und wiß;
Sels Blüemli gsehn i nimme meh,
Drum thuet es mir im Herz so weh.
O Blüemli mi, o Blüemli mi,
I möcht' gern bei dir si!"

Herr Grandidier hatte nichts davon gehört. Er ging in seiner Naturbetrachtung rascher vorwärts, als Bärbel ihm folgen konnte.

„Oder hier," rief er dem Mädchen zu, „sieh' Dir diese Libelle mit den schimmernden Flügeln an und sag' mir, ob Du bald etwas Schöneres gesehen hast? Oder hier das Rothkehlchen, das so munter durch die Zweige schlüpft . . . da, jetzt sitzt's oben auf dem Aste und fängt an zu singen; wie die kleine Brust sich hebt und senkt, indem es sein Lied singt . . . aber Du kommst ja nicht,

Bärbel, und es wartet nicht auf Dich . . . und da fliegt es fort . . .“

„Da fliegt es,“ sprach Bärbel fast gedankenlos nach . . .

„Es singt ein Vöglein, witt, witt, witt!
Komm’ mit, komm’ mit!
O könnt’ ich, Vögelein, mit dir ziehn,
Wir wollten über die Berge fliehn . . .
O Vöglein, daß dich Gott behüt’,
Da sitz’ ich am Ufer und kann nicht mit . . .“

Herr Grandidier machte große Augen. „So!“ sagte er, „darauf willst Du hinaus? Auf die Wanderschaft willst Du — fort von hier, im vorigen Herbst mit dem Storch und jetzt mit dem Rothkehlchen. Es gefällt Dir wohl nicht mehr bei uns?“

Sie seufzte tief auf und indem sie die Hände gegen die Brust drückte, sprach sie, halb singend:

„Könnt’ i no fort durch d’ Welt, durch d’ Welt,
Weil mir’s hie gar net, gar net g’fällt!
O Schwälble komm’, i bitt’, i bitt’!
Zeig’ mir de Weg und nimm’ mi mit!“

Plötzlich aber, sich besinnend, als sei sie bisher weit, weit weg von hier und von Herrn Grandidier gewesen, und als kehre sie jetzt eben zurück, brach sie zu seinem großen Erstaunen in lautes Lachen

aus. „Es war nur ein Spaß,“ rief sie; und das Rothkehlchen überbietend, welches sich eben wieder auf dem Aste niedergelassen hatte, jauchzte sie mit heller, fröhlicher Stimme:

„Tra ri ra, der Sommer der ist da!
Wir wollen 'naus in Garten —
Und wollen des Sommers warten;
Ja, ja, ja, der Sommer der ist da!“

Dieser jähe Wechsel in der Stimmung des Mädchens befremdete Herrn Grandidier noch weit mehr, als zuvor ihre Schwermuth. „Soll ich Dir etwas sagen, Bärbel?“ begann er nach einigem Besinnen, während dessen er sie prüfend angeschaut hatte. Hierauf aber schüttelte er wieder den Kopf, als ob er seiner Entdeckung doch nicht recht traue.

Frau Grandidier war in diesem Augenblick auf der Treppe der Villa sichtbar geworden, mit einem mächtigen Sonnenschirm — oben Sonnenschirm, unten Spazierstock, wie sie damals eben aufgekommen waren, eine wahre Wohlthat für die gute, starke Frau, die niemals in ihrem Leben so viel spazieren gegangen war, als jetzt in ihrem ländlichen Aufenthalt. Herr Grandidier winkte sie zu sich herunter.

„Louise Dorothea,“ redete er sie in einem un-

gewöhnlich feierlichen Tone an, „soll ich Dir etwas sagen? Ich glaube, das Mädchen ist verliebt.“

Frau Grandidier ward ganz roth. „Da sei Gott vor!“ rief sie bestürzt.

Bärbel machte ihr ein Zeichen des Einverständnisses mit einem Blicke, der schelmisch und traurig zugleich war. „Glaub's ihm nicht, Mutterle!“ sagte sie lachend; „ja, ja, ja, wie der Herr Grandidier sich auf Mädchenherzen versteht!“

„Nun, was ist's denn?“ entgegnete dieser, fast ärgerlich darüber, daß er Unrecht haben sollte. „Warum bist Du so wetterwendisch, bald so, bald so — Lachen und Weinen, Singen und Sprechen — Alles in einem Athem!“

Bärbel warf sich in die Brust und reckte den Kopf in die Höhe. „So,“ sagte sie mit komischem Pathos, „die Liebe! Das gerade Gegentheil! Ich fürcht', die Liebe kommt nimmer zu mir — ich bin ihr zu weit aus dem Wege. Wo sollt' sie mich finden? Alle Tag werd' ich älter — ich werde sitzen bleiben und eine alte Jungfer werden. Das seh' ich klar voraus und das macht mir Sorgen.“

„Wie alt bist denn Du eigentlich, Du Gelbschnabel?“

„Neunzehn Jahre, Herr Grandidier, und gehe stark in's zwanzigste."

„Da ist freilich Gefahr im Verzuge," sagte dieser, und in seinem Gesichte, welches sich wieder aufzuheitern begann, zeigte sich ein Lächeln.

„Nein, nein, Herr Grandidier, da wir einmal bei der Sache sind, nehmen Sie sie ja nicht scherzhaft. Es ist mein voller Ernst."

Sie wußte sich so gut zu verstellen, daß Herr Grandidier wieder irre ward. „Wenn's weiter nichts ist, dafür ist gesorgt," sagte er. „Meinst Du denn, daß der alte Grandidier je vergessen könnte, was er Dir schuldig ist? An dem Tage, an welchem ich zum ersten Mal ausgefahren, hab' ich mein Testament gemacht und ..."

„Nun aber hören Sie auf, Herr Grandidier," fiel ihm Bärbel in's Wort. „Davon mag ich nichts wissen!"

„Aber Du sollst es wissen und heute noch soll es Dein Vater auch wissen."

„Um Gottes willen! Der Vater!" rief Bärbel, leichenblaß vor Furcht. „Dieß hätte mir noch gefehlt! Es gäb' ein rechtes Unglück, wenn Sie's thäten. Lieber, bester Herr Grandidier, versprechen Sie mir, mit keinem Menschen auf der Welt von

so etwas zu reden. Ich müßt' mich zu Tod schämen! Kann man denn nicht einmal sich mit einander necken? Aber ich sehe wohl, vor Ihnen muß man sich hüten und ich will lieber ganz stille sein." Trotz dieses Vorsatzes brach sie jedoch gleich wieder in helles Gelächter aus. „So etwas dem Vater sagen! Nein, des isch doch schier zu g'späßi und i lach' mi buckli krumm . . ."

Sie schien auf einmal all' ihr „Gutdeutsch" vergessen zu haben und war im besten Zuge, in ein „Stroßburjerisch" zu verfallen, wie das jedesmal geschah, wenn sie besonders lustig oder besonders traurig, namentlich aber, wenn sie zornig war. Aber das war es auch, was Herrn Grandidier's Herz jedesmal gewann und dem Mädchen ganz zu Willen machte; und er gelobte ihr mit Handschlag — denn anders that sie's heute nicht — gegen den Vater mit keiner Sylbe dieses wunderlichen Gesprächs zu erwähnen.

Während er sich entfernte, gab Bärbel der Frau Grandidier ein Zeichen, indem sie zugleich den Finger auf die Lippen legte. Frau Grandidier sah verwundert zu dem Mädchen auf, dann folgte sie mit dem Blicke ihrem Manne. Als dieser weit genug war, um sie nicht mehr zu hören, sagte Bärbel:

„Nun, Mutter, komm' mit mir; ich muß Dir etwas zeigen."

„Was das für Geheimnisse sind!" schalt diese gutmüthig. „Erst hast Du's mit dem Vater, und ich sage Dir, Bärbel, die Kniee haben mir vor Angst gebebt, als ich euch so hart an einander sah. Und nun bin ich an der Reihe . . ."

„Freilich, Mutterchen, es ist ein Geheimniß; aber Du darfst es erfahren. Komm' nur."

Sie schritt die Treppe voran und führte Frau Grandidier in ihr Zimmer, welches, nach dem Walde hinaus gelegen, von einem milden, stark gedämpften Licht erfüllt war. Vor einer Nische, welche in der dem Fenster gegenüber liegenden Wand angebracht war, blieb sie stehen. Die Nische war verhängt.

„Ja, was ist denn das?" fragte Frau Grandidier.

„Wart' nur," erwiederte Bärbel, indem sie nun doch mit einem gewissen Zagen den Vorhang erfaßte, dann aber ihn rasch zur Seite schlug.

Unwillkürlich wich Frau Grandidier ein paar Schritte zurück. Es war, als ob aus der grünen Dämmerung, die sie rings umgab, ein großes Schiff gerade auf sie zufahre; und ganz vorn, an

die Brüstung gelehnt, stand ein Mädchen, das mit weißem Tüchlein ihr viel tausend Grüße entgegenbrachte — und ihr dunkles Auge blitzte und ihr Antlitz strahlte von einem wundersamen Glück, und ganz in Sonnenlicht getaucht war ihr Gewand, obwohl hier nirgends die Sonne schien, und mit ihrem braunen Gelock spielte der Wind, obwohl hier nirgends ein Lüftchen sich regte — und so schwank und zierlich war ihre Gestalt und so von Leben bewegt, als ob sie ihr in die Arme fliegen wolle . . . und das Mädchen war Bärbel, und wie festgebannt stand Frau Grandidier und konnte den Blick nicht von ihr wenden, bis die Thränen kamen und ihn verdunkelten.

Es war das erste Bild von Eduard, welches sie jemals gesehen hatte. Kein Mensch hatte ihr gesagt, daß es von Eduard sei. Aber ihr Herz sagte es ihr. Es war überhaupt das erste gute Bild, welches sie in ihrem Leben gesehen; und sie hatte sich auch niemals sehr darum gekümmert oder sich irgend welches Verständniß für dergleichen zugetraut. Aber hier kam es über sie, plötzlich, und ohne daß sie sich die mindeste Mühe zu geben brauchte. Das Bild sprach zu ihr und sie verstand seine Sprache.

„Das hat Eduard gemalt!“ war das einzige Wort, welches sie fand und mehrmals wiederholte.

Sie fühlte sich stolz und glücklich über die Maßen und alles Leid war in diesem Augenblick vergessen. Es war, als ob ein Wiederschein des Bildes, ein Abglanz seines Glanzes auf diesem seligen Mutterangesicht ruhe! Sie begriff nicht die Feinheit der Malerei, noch den Zauber der Farbe. Doch was bedarf es dessen? Die Kunst in ihrer einfachen und für Alle verständlichen Größe bedarf keines Kommentars; sie macht das Auge sehend. Sie wirkt gleich dem Lichte, welches am Pfingstmorgen ausgegossen ward. Und sich zu sagen und immer wieder zu sagen, daß ihr Sohn das gemalt! Ihre Liebe zu ihm hätte nicht größer werden können. Aber ein Gefühl von etwas Ehrfurchtgebietendem mischte sich hinein.

Bärbel erzählte nun, daß Eduard das Bild ihr an jenem Morgen geschenkt habe . . . sie schlug das Auge nieder . . . die Mutter wisse schon, an welchem Morgen. Daß er gesagt, er habe das Bild für sie gemalt und es solle fremden Blicken niemals ausgesetzt sein, daß er es ihr gestern herausgesandt, und daß es das sei, der Anblick desselben, seine beständige Nähe, ein Empfinden, als

ob Eduard ihr darin selber nahe, was sie seitdem so seltsam erregt.

„Ach," sagte Frau Grandidier, „wenn der Vater es sehen könnte! Mir ist, als ob es ihm gut thun würde, dieses Bild zu sehen; als ob es ihn erleuchten würde, so wie es mich erleuchtet hat. Denn was hab' ich bisher von diesen Dingen gewußt? Ich ergriff in meinem Herzen Partei für Eduard, weil ich seine Mutter bin. Doch jetzt ist es mehr und ist anders; und soll ich Dir sagen, wie? Lache mich nicht aus, Kind — mir ist, wie dem jungen, fünfzehnjährigen Mädchen war, als ich in einem weißen Kleide zur ersten Kommunion ging und zum ersten Mal an den Tisch des Herrn geführt ward. Da war mir in meiner Beklommenheit, als ob das Geheimniß plötzlich lebendig in mir werde; als ob das, was nur ein Gleichniß ist, nun doch in aller Wirklichkeit und Wahrheit sei. Nicht das Heiligthum hatte sich verwandelt; aber ich war verwandelt worden. So auch mit diesem Bilde; und wie man mir damals sagte, so sage ich mir jetzt auch: Das ist von Gott!"

Die gute Alte schwieg, indem sie den Blick noch einmal zu dem Bilde erhob, welches unverändert in all' seiner Schönheit auf sie hernieder-

strahlte. „Aber er wird es nicht sehen . . . er wird nicht kommen,“ sagte sie zuletzt.

„Liebe Mutter,“ nahm Bärbel das Wort, „wenn dem so ist, wie Du sagtest, so müßte Gott nicht gut und nicht gerecht sein, oder er selber wird ihn führen, so wie man Dich einst geführt hat, als Du noch ein Kind warest.“

Dann verstummte auch sie, und nur noch das Rauschen des Waldes ward in dem kleinen Gemache vernommen.

Fünftes Kapitel.

Ein Sommertag.

An jedem Sonntage pflegte Glöcklin herauszukommen. Diese Besuche waren Herrn Grandidier die liebsten; es kam jedesmal ein Gefühl der Sicherheit, ein Vertrauen über ihn, daß ihm nichts Böses begegnen könne, so lange der Freund in seiner Nähe sei. Diesen Mann, das wußte er, täuschte nicht der Schein von Behagen und Zufriedenheit, welcher über sein äußeres Leben gebreitet war; er erkannte die Schwäche des Herzens, die sich unter Härte zu verbergen suchte. Was kein Anderer sah, das sah er. Der Druck dieser arbeitgeprüften Hand sagte ihm: wir verstehen uns! Der Blick dieses treuen Auges, welches durch das Leben still und ernst geworden, sagte ihm: wir

sind Leidensgenossen! Der Ausdruck dieses Antlitzes, welchem das Schicksal die ruhige Zuversicht nicht geraubt hatte, sagte ihm: vielleicht, vielleicht gibt es noch ein Glück!... In keiner andern Sprache, als in dieser, hatten die beiden Männer sich jemals über den Gegenstand unterhalten; doch brachte der Genosse seiner Jugend, wenn er kam, immer etwas mit sich, wie eine Verheißung — war es ein Erinnern an die Vergangenheit, war es ein Hinweis auf die Zukunft? Herr Grandidier dachte darüber nicht nach; aber er wußte, daß er sich auf diesen Mann verlassen könne, und das erleichterte sein Herz, welches immer mißtrauischer geworden war gegen alle Anderen und zuletzt gegen sich selbst.

Seit einiger Zeit jedoch lagerten Wolken auf der Stirne Glöcklin's, welche nichts mehr zu verscheuchen vermochte, nicht die Gewohnheit seines Tagewerks, nicht das Zusammensein mit dem Freunde, nicht einmal der Anblick seines Enkels, den er über Alles liebte. Wie ein kleiner Kamerad war ihm der Junge, je mehr er heranwuchs; immer, an den Nachmittagen, wenn die Schularbeiten gemacht waren, kam er herüber zu Herrn Glöcklin in die Fabrik, deren wunderbares Treiben den Knaben außerordentlich fesselte. Dort zuzuschauen

war für ihn ein größeres Vergnügen, als das beste Spiel; er fühlte sich bald heimisch zwischen den Arbeitern und Maschinen und wenn Feierabend war, so ging er an der Hand des Großpapas, mit einem Ausdruck von Wichtigkeit, als ob er auch dazu gehöre. Regelmäßig an jedem Sonntag, zuweilen schon vor Tisch, begaben sie sich zusammen nach der Janowitzbrücke, wo die kleinen, schmucken Dampfer liegen, welche die Spree bis Köpenick und Grünau hinauf und herunter fahren. Auf diese Fahrten am Sonntag freute sich der Knabe die ganze Woche. Was gab es da nicht Alles zu sehen! Zuerst die vielen Fabriken, die hier am Ufer stehen, bis weit über die letzte Brücke hinaus, wo die Stadt aufhört und der Wald anfängt, dann Stralau, Treptow, Eierhäuschen, Neuer Krug und endlich der Garten des Herrn Grandidier. Den größten Eindruck aber machten auf ihn allemal die Fabriken mit ihren zahllosen Fensterchen, ihren hohen Schornsteinen und ihrem Aussehen, welches selbst am Sonntag rußig war. Er hatte sich die Bestimmung einer jeden ganz genau gemerkt und konnte sie, vorwärts und rückwärts, der Reihe nach hersagen, ohne sich auch nur ein einziges Mal zu irren.

Herr Grandidier mußte wehmüthig lächeln, wenn er den hübschen Jungen noch zwischen den Blumenbeeten seines Gartens in diese Beschäftigung vertieft sah; und Herr Glöcklin war nicht wenig stolz darauf. Aber heut' — es war am ersten Sonntag im Juli — vermochte selbst das unschuldige Geplauder des Kleinen ihn nicht aufzuheitern.

„Es sieht bös aus, drüben überm Rhein,“ sagte er zu Herrn Grandidier, als dieser wohlgemuth zu ihm auf den Altan trat, nachdem er sein Nachmittagsschläfchen absolvirt hatte.

„Was ficht's Dich an?“ erwiederte er, worauf er dem schon in einiger Entfernung wartenden Meister Knüppel — denn hier ging Alles präzis nach der Minute — einen Wink gab, den Kaffee zu serviren, und sich selbst die Pfeife stopfte. „Du bist hier wohl aufgehoben, Glöcklin.“ Und nun setzte er den Tabak in Brand und fing mit Bedacht an zu dampfen.

Aber Glöcklin verneinte mit dem Haupte. „Ich denke nicht an mich,“ sprach er, „obwohl es mich und Dich und uns Alle sehr nahe berührt. Denn wer will sagen, wohin es führen kann? Aber es ist meine Tochter Helene, die mir Sorge macht. Sie ist eine ganz Andere geworden, seitdem diese

beunruhigenden Nachrichten herüberkommen. Ich muß sagen, daß sie mir oft Angst einflößt ..."

„Sie ist Deine Tochter, Glöcklin, und Gott soll mich bewahren, etwas gegen sie vorzubringen. Aber da Du einmal davon sprichst, muß ich gestehen, daß ich ihr gegenüber immer, von der ersten Begegnung an, ein ähnliches Gefühl gehabt, ein unheimliches Gefühl, welches keine Annäherung zuließ, wiewohl ich es doch von meiner Seite gewiß an keiner Freundlichkeit habe fehlen lassen. Sie hat es niemals erwiedert und ich glaube, daß sie's seit dem Morgen, an welchem sie mir den Auftritt machte, mit dem Gegentheil vergilt."

„Du mußt Nachsicht mit ihr üben," ergriff der Vater das Wort für sein Kind. „Du hast sie nicht gekannt in ihrer Jugend und ihrem Glück. Ihr feuriges Temperament, ihr groß und stark fühlendes Herz, ihre Willenskraft schienen sie für ein bedeutendes und glänzendes Loos bestimmt zu haben. Alles gebrochen, lieber Freund — Alles gebrochen und verschoben und verwirrt durch ein unseliges Geschick, — aus der Bahn geworfen und vergeblich ringend, wieder hineinzulenken . . . ein verfehltes Dasein, niedergedrückt von diesem Bewußtsein und dennoch trotzig sich dagegen auflehnend. Unter all'

ihren guten, ja großen Eigenschaften ermangelt sie dieser einen: das Unglück ertragen zu können. In glücklichen und geordneten Zuständen wie reich und schön und edel hätte sich diese Natur entfalten können, die so voll Liebe, so voll Hingebung, so voll Opferfähigkeit ist! Aber das Unrecht, welches ihr geschehen, hat sie bitter gemacht und stachelt sie beständig auf."

„Doch hätte ich meinen sollen, daß der Aufenthalt hier, die Liebe, mit der Du sie väterlich umgibst, das Wohlwollen, welches ihr von allen Seiten entgegengebracht wird, auch die Jahre, welche inzwischen verflossen sind, sie allmälig beruhigt haben müßten."

„Das ist es eben," versetzte Glöcklin, „was mich so hoffnungslos macht! Sie war hier nie heimisch; sie wird hier nie heimisch sein."

„Freilich, freilich," entgegnete Herr Grandidier, schon ein wenig verletzt, „sie möchte fort von hier; sie möchte hin zu dem Manne, der ihr und uns Allen so wehe gethan hat, und wir sind es ja, die sie davon zurückhalten!"

„Du bist ungerecht gegen sie," sagte Glöcklin; „bedenke doch, sie ist sein Weib! Sie hörte nicht auf, es zu sein, als die Welt ihn für einen Ver-

brecher nahm — kannst Du ihr vorwerfen, daß sie mit doppelter Liebe, mit doppelter Zärtlichkeit an ihm hängt, mit doppeltem Verlangen sich nach Wiedervereinigung mit ihm sehnt, seitdem sie weiß, seitdem wir Alle wissen, daß er nur ein Unglücklicher ist?"

„Ah, bah," erwiederte Herr Grandidier — „Wiedervereinigung! Wiedervereinigung mit einem Menschen, der vom Gesetz ergriffen wird, sobald er nur seinen Fuß auf europäischen Boden setzt! Das sind Hirngespinnste und ich hoffe, Glöcklin, Du denkst nicht daran!"

„Ich nicht daran denken?" versetzte Glöcklin in einiger Erregung. „So wahr mir Gott helfe, tausendmal hab' ich schon daran gedacht. Glaubst Du denn, daß ich mein Kind leiden sehen könnte, ohne mich zu fragen, wie ich ihr zu helfen vermöchte? Dieser Gedanke verläßt mich gar nicht mehr; er quält mich Tag und Nacht und das allein ist es, was mich so tief betrübt, daß ich kein Mittel finden kann!"

„Danke doch Deinem Schöpfer, daß Dir die Möglichkeit abgeschnitten ist! — Wahrhaftig!" rief Herr Grandidier mit einem leisen Anfluge von Spott, „Du bist noch ganz der leichtblütige Mann Deiner Jugend, der eine Thorheit begehen könnte!"

„Bei Gott! — das könnt' ich, wenn Du das eine Thorheit nennst, ein Herz zu haben und zu lieben!"

„Doch Du bist älter geworden, Glöcklin, vergiß das nicht! Du hast Dir in schweren Kämpfen, nach harten Stürmen Deine Ruhe gewonnen. Möchtest Du denn Alles noch einmal durchmachen?"

„Was ist mir meine Ruhe, ja — was ist mir mein Leben, wenn es das Leben meines Kindes gilt? Grandidier — sie ist meine Tochter und Rose hat sie mir geschenkt und auf diesen Armen hab' ich sie gehalten ... ich ertrüg' es nicht, sie zu verlieren durch meine Schuld oder meine Ohnmacht — und das ist es, was mich unaufhörlich verfolgt, die Vorstellung, daß die Liebe, die Verzweiflung und ... wer weiß? — der Wahnsinn sie zu etwas hinreißen könnte ... wovor mir schaudert."

„Und dem willst Du wehren? Armer Mann!" sprach Herr Grandidier. „Was erwartest Du denn noch von der Welt und von den Menschen? Ich sage Dir, man ist nur sicher vor der Welt, indem man sich aus ihr zurückzieht, und sicher vor den Menschen nur in der Einsamkeit. Es gibt noch ein Glück, ein letztes Glück. Aber es ist in der Einsamkeit. Ich habe von Außen her nichts mehr

zu hoffen. Ich will von Außen her auch nichts mehr zu fürchten haben. Allein mit mir bin ich glücklich."

„Wie!" rief Glöcklin, „das sagst Du — Du, Grandidier — einst der warmherzige Freund der Menschheit, der heitere Gefährte bei der Arbeit, der treue Helfer in der Noth? Nein — es kann Dein Ernst nicht sein! Lange bin ich gleichsam schweigend neben Dir hergewandelt — habe Dich in Schutz genommen gegen Andere, fast gegen mich selbst, indem ich mir einredete, daß Du das, was Du zu stolz seiest, uns sehen zu lassen, in Deinem Herzen verbergest. Nun aber zu glauben, daß in diesem Herzen nichts mehr sei — nichts mehr!"

„Ich habe genug gelitten," sagte Herr Grandidier — „es ist besser so."

„Dann möcht' ich in all' Deiner neuen Glückseligkeit nicht mit Dir tauschen," fuhr Glöcklin auf; „dann beleidigt es mich, Wohlthaten von Dir angenommen zu haben und dann bin ich bereit, hier meine Stellung niederzulegen und mit meinen beiden Töchtern und meinem Enkel fortzuziehen, wie ich gekommen bin."

„Ja," sagte Herr Grandidier, „so gehe auch Du hin und verrathe mich. Den Anfang hast Du gemacht. Auch Du hast mir den Frieden nicht ge-

gönnt, dessen ich hier stille genoß — still und vergessen, zwischen meinen Blumen und meinen Bäumen — auf diesem Platz meiner Jugend, den ich mir so theuer erkauft habe."

„Verschließe Dich doch vor der bewegten Luft, welche herauf weht vom Wasser und über dem Walde! Versperre ihr doch den Eingang mit den Mauern und Gittern Deines Gartens! O Grandidier, Grandidier — es steigt etwas herauf von Westen — und ich fürchte, das wird auch den Weg finden zu Dir . . . Es wäre sonst gar zu leicht, ein Egoist zu sein!"

„Was!" brauste nun Herr Grandidier auf, betäubt fast von dem Klange des Wortes, welches aus dem Munde des Freundes zu hören er lang gefürchtet, aber auch lang erwartet hatte.

„Laß uns dieß Spiel zwischen uns endlich aufgeben, Grandidier," sagte Glöcklin. „Die Zeit ist ernst und sie duldet keine falsche Rücksicht mehr. Ich bin so weit gegangen; ich muß weiter gehen. Ich muß einen Namen nennen, welcher zwischen uns nicht mehr genannt worden ist seit unserem ersten Wiederbegegnen."

„Schweig'!" herrschte Herr Grandidier den Freund an, indem der Zorn ihm in's Gesicht stieg.

„Wenn ich Dir gesagt, was ich Dir zu sagen habe, dann werd' ich schweigen und dann gehen. Denn ich habe bis jetzt geglaubt, daß Du Dich nur gegen Deinen Sohn setzest. Jetzt aber sehe ich wohl, daß Du Dich auch gegen Gott setzen willst!“

In diesem Augenblick schallte vom nahen Walde her Chorgesang.

„Kennst Du das Lied?“ fragte Glöcklin, indem er sich erhob.

Das Lied, bis dahin nur in den Liedertafeln der Männergesangvereine bekannt, von Turnern oder Schülern zuweilen gesungen, hatte sich zu dieser Zeit allgemein verbreitet. Niemand wußte recht, woher es gekommen; aber Jedem schien es auf einmal bekannt zu sein. Es war das schöne, rührende Lied von der „Wacht am Rhein“, in welchem sich damals die Zuversicht des ganzen deutschen Volkes aussprach und welches bald, auf Schlachtfeldern gesungen, das Kampf- und Siegeslied der deutschen Heere werden sollte.

„Kennst Du das Lied?“ wiederholte Glöcklin.

Herr Grandidier war, während das Lied zu ihnen herüberklang, ruhiger geworden. Die Röthe seines Antlitzes verflog und er sah nun auf einmal

blaß, müde, ja fast krank aus. „Komm',“ sagte er zu Glöcklin, „laß uns in den Wald gehen.“

Die Beiden gingen. Vor ihnen lag der Kiefernwald, von Abendsonne besprengt seine schlanken Baumsäulen und vom Roth durchglüht die dunklen Kronen. Links war Kornfeld und Heu, von Rechts herauf glitzerte die Spree. Dort war das Wirthshaus und vor demselben, im Sande, stand dicht ineinander geschoben die bunteste Wagenmenge, Stellwagen, Thorwagen, offene Wagen, geschlossene Wagen, Droschken und feine Equipagen. Die Pferde hatten nicht alle Platz im Stalle; truppweise waren sie draußen noch angebunden an Pflöcken und Pfählen. Es sah aus wie ein Lager. Ueberall durch das sommerliche Grün funkelte das Blau des Wassers, auf welchem sich fern und nah Kähne schaukelten. Zahlreiche Familien saßen um lange Holztische, auf welchem ungeheure Kaffeekannen Platz hatten. Ein Mann in einem braunen Sammetrock, ein Künstler, der seinen ganzen Apparat, Papier und Scheere bei sich trug, ging von Gruppe zu Gruppe, seine Dienste anbietend. Er schnitt Silhouetten und porträtirte ganze Gesellschaften in weniger als fünf Minuten. Aus dem Walde tönte die Trommel und die Drehorgel. Da ging es

lustig her; ein lachender Mädchenschwarm und fröhliche junge Männer tummelten sich, einander fliehend und haschend, hin und her. Ganz in Sonne getaucht, zwischen den Stämmen schimmerten die weißen, die rothen und die blauen Kleider. Ein junger Ulan in voller Uniform stand betrachtend an einen Baum gelehnt, während einige seiner Freunde vom Civil in Hemdärmeln umhergingen. Kinder pflückten im Moose Blumen und Erdbeeren, Liebespaare wandelten fernhin durch den Wald. Jetzt erklang an einer andern Stelle Tanzmusik, welche den jungen Reitersmann so sehr ergriff, daß er sich einsam und gravitätisch um seinen Baum zu drehen begann. Zu Füßen einer wuchtigen Kiefer, auf dem weichen, mit braunen Nadeln bestreuten Boden, lagerte eine Schaar von Turnern in weißem Leinenzeug. Sie hatten eben einen neuen Gesang beendet und labten sich nun an den mitgebrachten Vorräthen. Sie waren es auch, die das Lied gesungen, welches vorhin Herr Grandidier und Glöcklin gehört. Kaum wurden die Lagernden der beiden Männer ansichtig, so erhob sich einer von ihnen, eine schlanke, geschmeidige Gestalt, und kam ihnen mit einem gefüllten Bierglase entgegen.

„Auf Ihr Wohl, Herr Grandidier!“ sagte er;

„wie lang ist's her, seit wir unsern Herrn Grandidier nicht mehr gesehen haben!" Und mit einem Zuge leerte er das Glas.

Es war der fröhliche Karl, der Hutmachergesell, der überall, wo er war, die Ehre des Metiers hoch hielt und unter seinen Genossen den Ton angab.

Ihm folgte der alte Justus Haberecht, und es dauerte nicht lange, so war Herr Grandidier von den erlesensten Arbeitern seiner Fabrik umringt. Ihm ward seltsam zu Muthe. Auf dieses Wiedersehen hatte er nicht gerechnet; und doch hatte er beinahe ein Gefühl, als ob er wieder unter den Seinen wäre in der guten alten Zeit.

„Kinder," redete er sie an, „es freut mich, daß ihr so vergnügt seid."

„Ja, ja," versetzte der fröhliche Karl, wie immer der Wortführer der Gesellschaft, „das soll wohl sein, Herr Grandidier. Wer weiß, wie lang es uns noch vergönnt ist? Heute roth, morgen todt. Es geht los, Herr Grandidier. Es wird Ernst mit der Sache. Wir sind darauf gefaßt, daß die Reserven einberufen werden und dann ‚lebe wohl, du schöner Wald — lebe wohl, lebe wohl ...'" Und er stimmte das Mendelssohn'sche Lied an und Alle fielen ein, daß es weithin nachhallte.

Herr Grandidier schwieg. Aber der fröhliche Karl war um die Rede nicht verlegen. „Was mich am meisten freut, Herr Grandidier,“ sagte er, „das ist die große Einigkeit, die jetzt zwischen uns herrscht. Da, sehen Sie den Hannoveraner und den Sachsen und den Bayern,“ — und indem er auf sie zeigte, reckten sich die muskulösen Figuren aus dem Baumschatten in die Höhe, — „wenn wir sonst vom deutschen Vaterlande diskurrirten, so gab's immer Streit und manchmal Prügel. Aber jetzt sind wir allesammt ein Herz und eine Seele. Denn wenn's gegen den Franzosen geht, dann gibt's keinen Preußen und keinen Sachsen, keinen Hannoveraner und keinen Bayern mehr: dann gibt's nur noch Deutsche! Vielleicht gehen wir bald auseinander; aber dann treffen wir im Felde wieder zusammen und da wollen wir gute Kameraden sein,“ sagte er, indem er sich zu den Bezeichneten wandte, und ihre Gläser klangen einträchtiglich aneinander und gaben einen guten Klang.

„Und Ihr Herr Sohn, der Maler, der muß ja wohl auch mit, wenn's dazu kommt,“ begann der fröhliche Karl wieder, nachdem er getrunken; „er hat ja wohl auch bei der Garde gedient und ist jetzt Reservist ...“

Justus Haberecht stieß seinen Freund an. Aber es war zu spät, das Wort war heraus. „Ja so, ja so; wer kann aber auch gerade daran denken?“ murmelte er vor sich hin und biß sich in die Lippen.

Herr Grandidier erschrak heftig und Glöcklin, welcher ihm sogleich den Arm gab, fühlte, wie er am ganzen Leibe bebte und schwankte. „Er ist kaum von seiner Krankheit genesen,“ erklärte er den Männern, die betroffen zurücktraten, „und das Sprechen greift ihn noch an. Entschuldigt daher, daß ich mich mit ihm entferne.“

Um die vielen Menschen zu vermeiden, die sich im Vordergrunde bewegten, und sonst noch möglichen Begegnungen auszuweichen, führte er ihn tiefer in den Wald hinein. Es ging auf den Abend. Hier war es still und die Sonne neigte sich zum Untergange. Schmetterlinge gaukelten über den Boden hin und Purpurlichter spielten durch den Wald. Der Wind streifte durch die Baumkronen mit einem tiefen, wundersamen Tone gleich dem einer Harfe. Der Wald erschauerte leis, und der Mond stieg auf, groß und silbern durch Nebel und Gewölk. Auf einem Baumstumpf, am Rande des Gehölzes, saß Herr Grandidier noch immer, der

Villa zugewandt, welche sich weiß und geisterhaft aus dem dunklen Laube hob.

„Und Du wirst mich nicht verlassen?“ sagte er zuletzt, indem er den Freund schmerzlich anblickte, welcher neben ihm stand.

„Nein, gewiß nicht,“ gab dieser bewegt zurück, „denn ich sehe nun wohl, was kommen wird.“

Und er half dem Freunde vom Boden aufstehen und dann gingen sie langsam heim. Tiefer, holder Friede war in der Sommernacht; aber Unruhe war in den Herzen.

Sechstes Kapitel.

Das Gewitter steigt herauf.

Die ganze Nacht ging Herrn Grandidier der Vorfall im Kopfe herum und ließ ihn nicht schlafen. Es war eine Nacht, fast wie jene, in der sein Elend mit der Flucht Eduard's begonnen. Warum sollte er sich's nicht gestehen? Elend war er gewesen während dieser ganzen Zeit; elend und ohnmächtig; was half es ihm, es jetzt noch vor sich selber verbergen zu wollen? Er wußte es, er fühlte es; in dieser Nacht ward es ihm klar. Bis zu den ersten Anfängen des Zwiespalts ging er zurück; er hatte nichts gewonnen, nichts erreicht, nicht einmal so viel, die nagende Pein aus seiner Seele reißen zu können. Den Seinen war er entfremdet, der Welt und den Menschen stand er fast

feindlich gegenüber; er — o, Glöcklin hatte Recht, nur zu Recht! — er, einst ein so liebevoller Familienvater, ein so rastloser Geschäftsmann, ein so pflichtgetreuer Bürger und ein so guter Patriot! Diese Gedanken ließen ihn nicht schlafen. Es war keine Rettung mehr vor ihnen. Immer und immer wieder waren sie da und er wälzte sie wie ein Rad, das sich umschwingt. Die Worte des Psalmisten fielen ihm ein und oftmals, indem er umsonst nach Vergessen und Schlummer rang, murmelte er: „Wo soll ich hingehen vor deinem Geist? Und wo soll ich hinfliehen vor deinem Angesicht?“ ...

Am andern Morgen war Herr Grandidier sehr still und in sich gekehrt; aber er bemerkte dennoch im Kreise seiner Hausgenossen eine große Bewegung, die man ihm zu verbergen strebte. Diese guten Leute hielten ihn immer noch für einen Patienten oder Genesenden; aber sie wußten nicht, daß die Heilung nicht mehr von ihnen abhänge, sondern von seinem eigenen Entschluß.

Wirklich war sein Blick an diesem Morgen nicht mehr völlig nach innen gewandt; er sah wieder, was um ihn her vorging, und es beschäftigte ihn, wenn auch auf peinliche Weise. Heimlich nahm er, nachdem er sich überzeugt, daß Niemand ihn sehe,

die Zeitung, die er seit Monaten nicht mehr berührt. Es kostete ihn einen Kampf; mehrmals legte er das Blatt fort, immer nahm er es wieder. „Ich will es wissen! Ich will erfahren, was vorgeht!“ rief er zuletzt. Und nun las er.

Und er las, daß die Welt eine andere geworden, seitdem er in krankhafter Selbstsucht sich von ihr abgewandt. War dieß noch derselbe Himmel von gestern, dieß noch derselbe Boden der heimatlichen Erde? Gehörte dieß Alles noch sein, das Haus, der Garten, oder war es Täuschung? Das Blut stieg ihm in heftigen, warmen Wellen gegen den Kopf, ein Flimmern war vor seinen Augen — er wollte noch einmal das Blatt fortlegen. Aber nein! jetzt hielt er es fest.

„Mein Preußen! Mein König!“ rief er. Sein Herz klopfte, jeder Puls in ihm war in Bewegung. Seine Rechte ballte sich. Er gedachte daran, was er einst seinen Sohn gelehrt, als er mit ihm durch die Straßen und über die Plätze Berlins ging, ihm die Heldendenkmäler erklärend. Er gedachte daran, wie er ihn in der Pflicht gegen das Vaterland unterrichtet, doppelt das Vaterland Derer, die flüchtig und arm und heimatlos von ihm aufgenommen worden waren. Er fühlte, wie er so da-

saß, das Blatt in der Hand, mit Grün und Sonnenschein um sich her, wie der alte Geist in ihm erwachte, wie eine lang entbehrte Gesundheit ihn durchrieselte, wie eine kräftige Spannung an die Stelle der bisherigen Theilnahmlosigkeit trat. Er rief sich zurück, wie der Knabe bei seiner Erzählung die kleinen Fäuste geballt gegen dieses Frankreich, welches so hart und grausam und ungerecht gewesen gegen die Väter — und immer mächtiger stieg es in ihm empor wie eine Mahnung: „Jetzt ist der Augenblick gekommen! Jetzt wird er fortziehen in den Krieg — und o! — wenn er ginge und nicht wiederkehrte . . .“ Und jetzt erinnerte er sich und es fiel ihm schwer auf's Herz, was seine Frau in jener Nacht gesagt: „Bedenk', es kann eine Zeit kommen . . . und wie willst Du es dann ertragen?“ Und das Schweigen um ihn her bedrückte ihn und er hielt es nicht mehr aus in der Einsamkeit.

„Mutter! Mutter!“ rief er, „was hab' ich gelesen . . .“

Wie auf einer unrechten Handlung ergriffen, kam Frau Louise Dorothea herbei; als ob sie sich einen Vorwurf zu machen habe, daß sie so schlecht verstand, ihren Kummer zu verbergen. Aber ihr Mann umarmte sie und drückte sie an seine Brust

und sie konnte sich nicht länger halten, und ihre Thränen flossen.

„Du weißt es,“ schluchzte sie; „Gott sei Dank — so darf ich doch nun mit Dir davon sprechen. Ich hätt' es auch nicht länger mehr verschweigen können — das Herz wäre mir zersprungen ...“

Herr Grandidier sah in ihr bekümmertes Gesicht — er sah, wie bleich und verstört und abgehärmt es war; wie verweint die Augen, welche Spuren der Gram und die schlaflosen Nächte in ihre Züge gegraben.

„Du hast viel gelitten, Louise Dorothea,“ sagte er in einem Tone, so weich, wie selten zuvor, indem er sie zu einem Gartensessel führte und sich neben ihr niederließ.

Alles das rührte die gute Frau so, daß sie von Dankbarkeit überging. „Ach, Grandidier,“ sagte sie, „wer spricht von mir, denke doch nicht an mich! Mir ist ja wohl, wenn ich nur weiß, daß Du wieder an Deinem Platze bist. Ich werde stark sein, wenn Du Dich nur kräftig genug fühlst, es ertragen zu können. Mein Gott, mein Gott! diese doppelte Qual hätte mich zu Boden gedrückt ...“

„Louise Dorothea,“ sprach Herr Grandidier

ernst und ergriff ihre Hand; „ich habe mir es selber nicht mehr zugetraut bis zu diesem Augenblick, daß noch Lebenskraft in mir sei. Doch jetzt fühle ich wohl, daß in dieser Brust sich noch etwas regt, daß in diesem Kopf noch etwas ist. Ich bin ein alter Mann. Louise Dorothea — in diesen drei, vier Jahren bin ich alt geworden, so alt ... Aber dennoch, jetzt, wo die Welt in Bewegung ist, wo die Völker gegen einander aufstehen, jetzt wird mir seltsam zu Muthe, als ob ich selber noch einmal jung werden sollte. Mir ist immer, als ob ich Musik hörte, jenes französische Lied vom deutschen Rhein, welches sie herausfordernd einst in meiner Jugend sangen, und das andere, neue, welches ich gestern zuerst vernommen habe und welches seitdem mir nicht mehr aus dem Sinne will. O, Louise Dorothea, ich möchte hin zu meinem König und mit all' den tausend Anderen rufen: Wir sind Dein! Wir sind Dein!"

Mit Staunen hörte Frau Grandidier ihren Mann so reden. Sie verstand ihn nur halb. In ihrem Herzen gingen die Verwandlungen nicht so rasch. Sie brauchte Zeit zu Allem. Sie sah nicht so weit und nicht so Vieles auf einmal. Sie sah nur Eines und immer wieder Eines — und ach,

von diesem Einen, so bang sie auch lauschte, sagte ihr Mann nichts.

Sie stiegen die Verandatreppe hernieder und gingen auf den Hof. Da gackerten die Hühner, die Tauben saßen am Dache, der Pfau schlug den Reif und in der warmen Sonne des Julimorgens ausgestreckt lag der Hund. Sie traten auf die Landstraße hinaus. Da war es noch schattig und kühl von dem benachbarten Walde, ferne fuhr ein Wägelchen dahin und durch die Weiden am Ufer schimmerte das blaue Wasser und ein weißes Segel darauf. Es war still und menschenleer ringsum; erst nachdem sie eine Viertelstunde schweigend nebeneinander hergewandelt, begegnete ihnen Jemand. Es war der Briefträger, Friedrich Anton Thielemann, der in diese ländliche Gegend nur zweimal am Tage kam, des Morgens und des Abends. Er ward gern gesehen von Allen, ein dicker, gemüthlicher Mann, der in den einsamen Häusern am Wege, jedesmal, wenn er erschien, wie ein Freund bewillkommt und wie ein Gast bewirthet wurde, und dem es auch wohl anschlug, beides, an Leib und Seele. Immer, wenn er noch weit entfernt war, machte er schon irgend ein fröhliches Zeichen, daß er etwas bringe. Heute jedoch kam er still daher.

Sein Gesicht, das sonst wie der Vollmond im Kalender glänzte, war ernst, wenn nicht finster, und seine Haltung stramm. Der friedlich pilgernde Bote hatte sich wieder in den alten preußischen Soldaten verwandelt, in welchem das kriegerische Geblüt sich regte, wenn die Drommete von ferne klang, der militärisch grüßte, mit der Hand an der Mütze, indem er näher kam, und in einem tieferen Tone sprach als sonst.

„Herr Grandidier," sagte er, „es gibt Krieg," und dabei griff er in die lederne Tasche, um die Zeitung herauszunehmen.

Grandidier hatte es nicht anders erwartet. Und doch — als er das Wort hörte, durchrieselte es ihm Mark und Bein. Ein röthlicher Dunst breitete sich vor ihm aus, verhüllte die Gegend und umschleierte seine Augen, der Boden unter seinen Füßen begann zu schwanken. Alles ging mit ihm rund. Krieg! Krieg! . . . So stand es in schwarzen Lettern und starrte ihn an . . . Die Gewißheit umgab ihn wie mit eisernen Klammern und preßte sein Herz zusammen.

„Krieg!" rief Frau Grandidier und aus ihrer Stimme sprachen die Noth und Angst eines Mutterherzens, welches noch immer hofft, an dem ändern

zu können, was schon unabänderlich geworden ist. „Sechs Tage lang bin ich an jedem Abend mit Furcht und Hoffnung zu Bett gegangen und sechs Tag lang an jedem Morgen mit Furcht und Hoffnung wieder aufgestanden und nun ist es dennoch dahin gekommen?" Sie sah dabei den Briefträger an, mit einem Blicke, so schmerzlich und flehend, als ob es in seiner Hand läge, vielleicht noch einen Schimmer von Trost zu gewähren.

Aber dieser erwiederte: „Madamken, das ist nun einmal nicht anders, und was ein guter preußischer Unterthan ist, der sagt: Mit Gott für König und Vaterland! Sehen Sie hier," und er zeigte auf das schon ziemlich abgetragene Band in seinem Knopfloch, „ich bin bei Düppel mit 'mang gewesen und bei Königgrätz, und ich habe Frau und Kinder. Das wissen S i e, Herr Grandidier, denn Sie sind ja der Pathe meines Mariechens und Sie auch, Frau Grandidier, denn Sie haben dem Mädchen schon manch' hübsches Stück geschenkt, allemal zu seinem Geburtstag. Aber wenn Seine Majestät unser Allergnädigster König und Herr riefe, so würde ich sagen: Hier bin ich, Friedrich Anton Thielemann, entlassen als Sergeant bei den Gardefüsilieren und Briefträger im ländlichen Post-

bezirk von Treptow, und wenn's sein muß, so mach' ich mit!"

Während er noch sprach, ließ sich von der Waldecke her eine Stimme vernehmen, die so laut und fröhlich klang, daß sie mit den Lerchen in der Luft zu wetteifern schien, und so deutlich war, daß, ehe man die Figur des Sängers selbst unterscheiden konnte, sein Gesang schon weithin verstanden ward. „Aha!" rief Friedrich Anton Thielemann, „Der singt's: da hören sie nur: Fest steht und treu die Wacht am Rhein ... Weiß Gott, es wird Einem seltsam zu Muthe, wenn man das Lied hört. Kein Choral in der Kirche kann Einen so andächtig stimmen wie dieses Lied ... Sie sollten nur einmal dabei sein, wenn mein Mariechen es singt mit ihrem feinen, kleinen Stimmchen und einem Gesichte, so ernsthaft, daß Einem fast die Thränen in die Augen kommen ... Aber guten Morgen, meine Herrschaften! Guten Morgen! Ich habe mich schon zu lange verweilt und die Uebrigen müssen es auch wissen, daß es losgeht gegen die Franzosen. Guten Morgen!"

Und mit militärischem Gruß, die Hand an der Mütze, wie er gekommen, entfernte sich der Briefträger, während von der andern Seite der Sänger

heranschritt. Er trug einen feinen schwarzen Anzug und einen glänzenden schwarzen Cylinder (eigenes Fabrikat, nach der neuesten Mode) und ein seidenes Halstuch von himmelblauer Farbe, dessen Enden in dem Morgenwinde flatterten, und es war kein Anderer, als derjenige von Herrn Grandidier's Gesellen, der unter dem Namen des „fröhlichen Karl" bekannt war.

„Karl," sagte Herr Grandidier, indem sein erstaunter Blick auf dem sonntäglichen Gewand ruhte, mit welchem Jener sich geschmückt. „Was bedeutet denn das? Wollen Sie zu einer Hochzeit oder zu einem Leichenbegängniß?"

„Herr Grandidier," erwiederte der Gefragte, mit dem funkelnagelneuen Hut in der Hand, „es kann Beides daraus werden, wie's der liebe Gott will. Aber zuerst soll's eine Hochzeit bedeuten."

„Wessen Hochzeit, wenn man fragen darf?"

„Meine eigene, Herr Grandidier!"

„Sie wollen sich verheirathen? Und so rasch, so früh am Morgen, so ganz ohne Vorbereitung?"

„Ja, ja, Herr Grandidier, der Krieg ist auch ganz ohne Vorbereitung gekommen, und der Franzose, der fackelt nicht. Aber wir auch nicht, Herr Grandidier, wir auch nicht! Die Reserven sind

einberufen worden. Da steht's, schwarz auf weiß." Und er nahm aus der Brusttasche seines feinen schwarzen Rocks die Einberufungsordre und zeigte sie Herrn Grandidier. „Alle Mannschaften des Beurlaubtenstandes, der Reserven und der Landwehr, aller Waffen- und Truppentheile — die ganze preußische Armee ist mobil gemacht worden. Was die Flinte tragen und den Säbel schwingen kann, muß mit! Gestern Abend ist der König in Berlin angekommen — ach, Herr Grandidier, so was werd' ich in meinem Leben nicht wieder sehen, Fahnen und Kränze, und wenigstens hunderttausend Menschen, und alle entblößten die Häupter, als der König vorbeifuhr, und alle jubelten und jauchzten. Und als die Laternen angesteckt wurden, da standen auf einmal überall Tische, und wie auf Verabredung trat Einer nach dem Anderen heran und schrieb seinen Namen unter eine Adresse an den König, die mit den Worten endete: ‚Hurrah, drauf!' Und ‚Hurrah, drauf!' klang es bald die Linden hinauf und herunter und die ganze Menschenmasse drängte nach dem Palais, in welchem der König eben eingetroffen war. Und das Fenster wurde hell. Sie wissen ja, Herr Grandidier, das Fenster, das nach dem Monumente des alten Fritz hinausgeht —

und nun — es mochten unser wohl so an die Zehn- bis Zwanzigtausend gewesen sein — fingen wir an zu singen: ‚Heil dir im Siegerkranz,‘ und da that sich das Fenster auf und der König grüßte heraus. Jedermann konnte ihn sehen, sein gutes, ernstes, sorgenvolles Gesicht, wie das eines Vaters — und ‚Hurrah, drauf!‘ und ‚Nieder mit Frankreich!‘ und ‚Ich bin ein Preuße, kennt ihr meine Farben!‘ — das Alles wirbelte so durcheinander, bis es auf einmal: ‚Stille,‘ hieß, — ‚stille, Kinder — Moltke kommt!‘ . . . Es war elf Uhr Nachts, und allein kam er daher — und die dichten Haufen öffneten sich und Alle grüßten ihn ehrerbietig, und es fehlte nicht viel, so hätten wir ihn auf unseren Schultern zum König in's Palais getragen. Jetzt aber schloß sich das Fenster, und ein paar Schutzmänner, so höflich und sanft, wie ich Schutzmänner auch noch niemals gesehen habe, traten unter uns und sagten: ‚Seine Majestät läßt um Ruhe bitten; Sie halten Kriegsrath im Palais und haben heute Nacht noch eine schwere Arbeit vor sich.‘ Alsbald erscholl wie aus einem Munde der Ruf: ‚Nach Hause!‘ — und in weniger als fünf Minuten war der Platz leer. Aber heute Morgen schon sind wir einberufen worden, von Montag ab werden wir eingekleidet

werden und wer weiß, wo wir in acht Tagen marschiren? Sie werden mir Recht geben, daß da nicht viel Zeit zu verlieren ist; zwischen heut' und übermorgen muß ich verheirathet sein."

„Aber mit wem denn, mit wem denn?" fragte Herr Grandidier.

Der fröhliche Karl drehte den Hut, welchen er abgenommen, nachdem er die Hände wieder frei hatte, verlegen hin und her. „Mit . . . mit . . ." stotterte er, „nun mit wem Anders denn, als mit Friederike!"

„Mit meiner Friedrike?" sagte Frau Grandidier, wie aus den Wolken gefallen. „Mit unserer Köchin? Davon weiß ich ja bis jetzt kein Wort."

„Sie weiß auch noch kein Wort davon, Frau Meisterin, und deßwegen bin ich ja jetzt gekommen. Ich will ihr meinen Antrag machen."

„Sind Sie denn aber auch so ganz sicher, daß er angenommen wird?"

Der fröhliche Karl lächelte. „Da müßt' ich die Frauenzimmer nicht kennen," sagte er.

„Und das dreimalige Aufgebot?"

Der fröhliche Karl klopfte sich auf die Brusttasche. „Da sitzt der Dispens," sagte er, „dicht neben der Einberufungsordre. Wer das Eine bekommen hat, kann auch das Andere haben."

„Und das Brautkleid?“ forschte die besorgte Hausfrau weiter.

Der fröhliche Karl erröthete, indem er aus der Hintertasche seines Rockes ein Packet hervorzog, welches den besagten Artikel enthielt.

„Ja, ja, Madame,“ sprach er, „Sie würden sich wundern, wenn Sie jetzt nach Berlin kämen. Alles macht noch rasch Hochzeit. Spröde Schönheiten geben ihr Jawort, hartherzige Eltern ihre Einwilligung und die Pastöre stehen fix und fertig in den Kirchen, um ihren Segen zu geben. Eine so gute Gelegenheit kommt nicht wieder, hab' ich mir gesagt —“ und dabei fing er an das Lied von den Blücher'schen Husaren: „Was blasen die Trompeten“, zuerst zu pfeifen, dann zu summen und endlich in einem bescheidenen Tone zu singen:

„Juheirasasah und die Preußen sind da!
Die Preußen sind lustig,
Sie rufen Hurrah!“

Frau Grandidier, obwohl ihr das Herz schwer genug war, mußte dennoch lächeln, als sie den glücklichen Bräutigam ansah, dem außer der Braut nichts mehr fehlte! Er aber, obwohl noch in Civil, war doch schon der preußische Füsilier voller Sieges-

zuversicht, als er hinter seiner Herrschaft in den Hof der Villa trat.

Da stand Schnellpfeffer vor dem Pferdestall, das alte Pfeifchen mit dem Symbol der Freundschaft im Munde, und putzte das Geschirr. Herr Grandidier rief ihm zu, daß er sich bereit halten solle, sie würden wohl noch heute nach Berlin hineinfahren. Es gebe Krieg. Bei dem Worte „Krieg" ging eine Miene des Triumphes und der Ueberlegenheit über Karl's Gesicht, welche dem ehemaligen Mitbewerber um Friederikens Gunst zu sagen schien: „Du bist höchstens nur noch für den Landsturm gut; aber der Linie gehört das Feld!" Auf den Kutscher jedoch machte das Wort einen ganz andern Eindruck. Er steckte das Pfeifchen in die Tasche, ging geradeswegs auf Karl zu und bot ihm die Rechte. „Du," sagte er, „wir haben es oft genug mit einander gehabt; wenn's aber gegen die Franzosen geht, dann schließen wir allemal Frieden. Allemal," wiederholte er, indem er einen besonderen Nachdruck auf das Wort „alle" legte; „und," fügte er hinzu, als ob gar kein Zweifel darüber sein könne, was den fröhlichen Karl hieher geführt habe, „im Uebrigen wünsche ich Dir viel Glück." Hierauf, nach einem kräftigen Händedruck, ging er an seinen Platz zurück, nahm

die Pfeife wieder in den Mund, und setzte seine Arbeit fort.

Herr Grandidier führte seinen Besuch in das „gute Zimmer“, — denn ein solches mit denselben steifen Möbeln, Ueberzügen und Leinenstreifen war auch in der Villa — während Frau Grandidier in das Souterrain hinabstieg, um Friederike mit der großen, sie betreffenden Neuigkeit bekannt zu machen, und Friederike zeigte sich derselben vollkommen gewachsen. Friederike war eine gesunde thüringer Natur. Weder erschrak sie besonders, noch vergoß sie Thränen. Das Einzige, was sie wunderte, war, bei dieser Gelegenheit zu erfahren, daß er es so ernsthaft meine. Sie habe schon zu viel Erfahrungen in diesem Punkte gemacht. Aber freilich, Karl sei besser als die Anderen, das habe sie stets gesagt. „Und so bescheiden, Madame, so bescheiden . . . Meinen Sie, daß er sich jemals etwas gegen mich herausgenommen hätte? Nein, Madame, niemals.“ Im Uebrigen war sie bereit, und erbat sich nur so viel Zeit, um eine weiße Schürze vorzubinden.

Als sie, den Zipfel der weißen Schürze in der Hand, vor den beiden Herren im guten Zimmer erschien, blieb sie mit niedergeschlagenem Blick dicht an der Thüre stehen, denn sie wußte wohl, was

sich schickte; und die einzige Bewegung, welche Karl machte, war — nicht ihr entgegen, sondern nach dem neuen, schönen Hute, der auf dem Tische stand. Denn auch er wußte, was sich schickte. Diese beiden Menschen waren wirklich für einander wie geschaffen. Hinter Frau Grandidier war Bärbel eingetreten; sie legte ihren Arm in den der mütterlichen Freundin und betrachtete unausgesetzt Friederike, für welche sie immer eine große Sympathie gehabt, in diesem Augenblick aber mehr als je zuvor.

Herr Grandidier nahm jetzt das Wort mit einer gewissen patriarchalischen Umständlichkeit, an welche seine Leute bei feierlichen Anlässen gewöhnt waren. Denn selbst in seinen schlimmsten Zeiten war er gegen die Dienstboten in seinem Hause und die Arbeiter in seiner Fabrik sich immer gleich geblieben. Er sagte, daß er nichts gegen die beabsichtigte Verbindung einzuwenden habe. Sie seien Beide brav, ehrenhaft und treu; sie würden gewiß zusammen einen guten Hausstand bilden und glücklich sein, wenn . . . wenn . . .

Das Schluchzen Friederikens unterbrach ihn. Auch Bärbel konnte nicht länger an sich halten.

Sie fing laut an zu weinen und Frau Grandidier, die in einen Sessel gesunken war, bedeckte das Gesicht mit den Händen. Sie wußten Alle nur zu gut, wovon Herr Grandidier sprechen wollte.

Der Einzige, der die Geistesgegenwart nicht verlor, war Karl. „Ach, wegen dessen,“ sagte er, „beunruhigen Sie sich nicht. Ich weiß wohl, was es heißt, in den Krieg gehen, und ich weiß auch, daß mancher Mann nicht wiederkommt, oder, wenn er wiederkommt, als Krüppel, der zu nichts mehr taugt. Aber darum mach' ich mir keine Sorge, wenn ich nur erst mit ihr getraut bin. Das Uebrige steht in Gottes Hand.“

„Das heiß' ich gesprochen, wie ein guter Bürger und wackerer Soldat,“ sagte Herr Grandidier, und sich Friederiken nähernd, redete er ihr zu, sie solle sich fassen und der Zukunft mit Vertrauen entgegensehen. Wenn das Vaterland in Gefahr, sei kein Opfer zu groß; ja, Jeder solle sich glücklich preisen, wenn ein Opfer von ihm verlangt würde und er im Stande sei, dasselbe zu bringen. Niemand dürfe sich weigern, dem Vaterland das Liebste hinzugeben, die Gattin den Gatten, die Braut den Bräutigam, die Mutter den Sohn —“

„Grandidier! Grandidier!“ schrie hier seine

Frau mit von Thränen erstickter Stimme auf — „unser Sohn! . . . unser Sohn . . .“

Herr Grandidier wurde wieder ganz weiß; so, wie Karl ihn vor einigen Tagen im Walde gesehen. Aber er erwiederte nichts und fuhr — nur mit einem leisen Beben im Tone — fort, daß, so lange er etwas habe, auch Friederike nicht verlassen sein sollte. Sie habe schon ein hübsches Sümmchen in der Sparkasse liegen; er, Grandidier, werde dasselbe morgen, zu ihrem Hochzeitstage, um das Doppelte vermehren. Nach der Trauung werde sie wieder in sein Haus zurückkehren, und darin bleiben, bis sie — hoffentlich in nicht zu ferner Frist — das eigene Haus beziehen könne. Er übernehme hiemit feierlich und für alle Fälle die Pflicht des Vaterlandes gegen sie, worauf er ihre Hand ergriff, um sie zu Karl zu führen. Dieser machte, mit all' der Bescheidenheit, welche seine nunmehr verlobte Braut an ihm gerühmt, von seinem Rechte Gebrauch, und Hand in Hand, unter herzlichen Danksagungen, entfernten sich die Beiden, um zunächst ungestört die Vorkehrungen für den morgigen Tag zu besprechen. Später setzten sie sich, auf Veranstaltung des Herrn Grandidier, zu einem einfachen Liebesmahle nieder, welches im weiteren Verlauf auch zu einem Freund-

schaftsmahle wurde, indem Schnellpfeffer in seiner Livrée und Friedrich Anton Thielemann auf seinem Rückwege sich gleichfalls hinzugesellten. Zuletzt kam der alte Knüppel mit zwei Flaschen Rheinwein, die der Herr schicke; und als der edle Trank in den Gläsern funkelte, noch goldiger erglühend in dem Mittagsstrahl, der durch das niedere Fenster quer über den Tisch fiel, da hub Karl an zu singen, die Anderen stimmten ein und jetzt, in seinem stillen Zimmer oben, erkannte auch Herr Grandidier das Lied, Melodie und Worte wieder: „Fest steht und treu die Wacht am Rhein."

Indessen saßen in ihrem Kämmerlein zusammen Bärbel und Frau Grandidier.

„O Mutter," schluchzte Bärbel, „wie kann man so voll Liebe gegen Andere und so grausam gegen seine Eigenen sein?"

„Das fragst Du mich, Bärbel, mich? Denn was ist jede andere Liebe, jeder andere Schmerz, verglichen mit dem meinigen? Ich habe geglaubt, daß ich es überwinden und still in mir durchmachen würde. Doch ich kann es nicht, ich kann es nicht . . ."

„Mutter," rief Bärbel stürmisch, indem sie die gute, unglückliche Frau mit beiden Armen um-

schlang, „wir lieben zusammen und wir leiden zusammen, hier lies.“ Und sie zog ein Blättchen hervor, welches sie auf dem Herzen verwahrt hatte. Es war ein Brief von Eduard. Er schrieb:

„Geliebtes Mädchen! Soeben erhalte ich den Befehl, der mich zur Fahne ruft. Schon am Mittwoch oder spätestens am Donnerstag muß ich Berlin verlassen, um mit meines Königs Truppen gegen Frankreich zu marschiren. Gegen Frankreich, welches ich so sehr liebe, welchem ich so viel verdanke! Doch was ist dieser Schmerz gegen den anderen, der mir die Seele zerreißt — fortziehen in unversöhntem Hader mit dem Elternhaus — fortziehen, ohne den Segen des Vaters, ohne sie noch einmal gesehen zu haben, die theure Mutter ...“

„Nein, bei Gott! Das soll er nicht. Das wenigstens nicht“ — rief Frau Grandidier. „Du Bärbel, lies weiter, — lies laut — ich kann nicht sehen vor Thränen.“

Sie las: „Darf ich Dich noch einmal sehen? — Dir den Treuschwur erneuern, von Dir Abschied nehmen? ... Bedenke, Bärbel, vielleicht auf Nimmerwiedersehen! Ich habe Dir versprochen, nichts gegen Deinen und der Mutter Willen zu thun, und ich will mein Versprechen halten, wenn's

sein muß, bis in den Tod. Schreibe mir, ob ich darf; und ich werde dann zu der Zeit, die Du bestimmst, und an dem Ort, den Du bestimmst, mich einfinden, zum letzten, langen Lebewohl . . .“

„Darf er?“ schloß Bärbel, ängstlich aufblickend.

„Ja, Kind, er darf — Du wirst ihn sehen und ich werde Dich begleiten, und Gott der Allgütige wird mir verzeihen, wenn ich für meinen Sohn thue, was — er für einen seiner Arbeiter gethan hat.“

Siebentes Kapitel.

‚Auferstehen soll aus unseren Gebeinen ein Rächer!‘

Es war früher Nachmittag, als der Wagen des Herrn Grandidier vor dem alten Hause zu Neu-Cölln am Wasser hielt. Er war, seitdem sie im Frühling hinausgezogen, nicht mehr hier gewesen, und seltsame Gefühle der Wehmuth, aber auch der Oede beschlichen ihn, als er es heute wieder betrat. Es stand ganz leer, nur der Portier, ein ehemals Bediensteter der Fabrik mit seiner Frau, die Grandidier hineingesetzt, wohnten darin, in ein paar Räumlichkeiten zu ebener Erde. Mit Ausnahme dieser Wohnung war Alles dämmerig, Alles lautlos, Alles vereinsamt im Hause. Die Vorhänge waren herabgelassen, die Läden geschlossen, die Uhren standen still. Das Echo gab den Schall

jeden Schrittes auf den Treppen und über den Korridor zurück; dumpf über den Hof herüber tönte der Lärm der Fabrik. Herr Grandidier trat an ein Hinterfenster. Seine Leute gingen noch in dem Hofe hin und her und Rauch stieg aus dem großen Schornstein. Eine Vorstellung hatte sich draußen in der Abgeschiedenheit seiner bemächtigt, als müßte nun plötzlich Alles stille stehen, ja die Sonne selber sich verfinstern. Aber sie schien noch, wie er sie oftmals an solchen Sommernachmittagen, wenn sie ganz hoch stand, in den Hof hatte scheinen sehen; ja sie schien sogar durch die Spalte eines der verhängten Fenster, und ein voller Strahl wandelte sozusagen über den Boden hin und tief in die Dunkelheit hinein. Das Gefühl der Wehmuth gewann zuletzt die Oberhand, und mit dem Sonnenstrahl zugleich wandelten viele, viele Jahre und viele, viele Gestalten, aber schweigend wie jener, an dem einsamen Manne vorüber. Er kam sich vor wie unter lauter Todten. „Es hängt nur von dir ab,“ sagte er zu sich selber, „und sie fangen Alle wieder an zu leben. Du brauchst nur die Hand auszustrecken, und ein Wort, nur ein einziges Wort zu sprechen ...“ Er schüttelte den Kopf. „Es geht nicht; nein, bei Gott, es geht

nicht. Es ist zu spät. Und wenn ich auch heute wollte, wer sagt mir, daß e r noch will?“ Er stampfte bei diesem Gedanken heftig mit dem Fuße auf. Plötzlich war ein Geräusch hinter ihm. Er wandte sich, es war eine alte Wanduhr, so alt beinah wie Herr Grandidier selber, und so lang im Hause, als er denken konnte. Eduard hatte, wie für alle alten Sachen, so auch für diese alte Uhr immer eine besondere Vorliebe gehabt und sie früher alle acht Tage aufgezogen. Seitdem er fort war, war sie nicht mehr aufgezogen worden, und sie zeigte die Stunde jener Nacht, wo er das Elternhaus verlassen und sie zum letzten Male geschlagen hatte. Nur manchmal, wenn der Boden, auf dem sie stand, erschüttert ward, klirrte es noch in ihrem Inneren und sie gab dann einen heiseren, fast greisenhaften Ton von sich, wie eine Stimme der Vergangenheit.

Es wurde Herrn Grandidier unheimlich zu Muthe und er wandte sich zum Gehen. Eine von den Stubenthüren stand halb offen, und in der Dämmerung, von dem letzten versprengten Funken des Sonnenstrahls getroffen, sah er etwas Goldenes leuchten. Von jener unerklärlichen Gewalt getrieben, die zuweilen uns anzieht, wenn wir fliehen sollten,

trat er näher, tappte durch's Dunkel und erkannte nun in einer Ecke hinter dem Schrank den Stock, — den alten Stock mit dem goldenen Knopfe!... Seit manchem Jahr, — seit den Tagen, wo er seinen Sohn mit diesem Stocke gezüchtigt, hatte er ihn nicht mehr berühren mögen, ihn kaum noch gesehen und zuletzt vergessen. Und nun in dieser geisterhaften Mittagsstunde stand er wieder vor ihm!...

Herr Grandidier konnte den Anblick nicht ertragen. Er eilte fort, hinunter auf die Straße. Da war ein eigenthümlich aufgeregtes, fieberhaftes Leben; immer stärker ward das Gewühl, je näher er den Linden kam. Zeitungsjungen boten ein Extrablatt mit den neuesten Nachrichten aus. Der Reichstag des norddeutschen Bundes war zusammenberufen worden. Bayerns hochherziger junger König hatte sich für die Sache Deutschlands erklärt, Württemberg machte mobil, Baden rüstete. Dazwischen die Flucht der Menschen. Hochbepackte Wagen rollten, einer hinter dem andern. Vor den Gasthöfen drängten sich die Fremden. Russen und Polen, Holländer und Skandinaven redeten durcheinander. Aus ihren Sommersitzen aufgescheucht, suchten Alle die Heimat, das schützende Dach zu

gewinnen, ehe der erste Donner grollte, der erste Blitz züngelte.

„Die Tage von Arndt und Schenkendorf kommen wieder," sagte ein alter, hochgewachsener Mann, seiner Sprache nach ein Hamburger, ein Greis mit langem weißem Haar, aber noch aufrecht in seiner Haltung, am einen Arme seine Tochter führend und an der anderen Hand sein Enkelkind. „Man hörte schon im Geiste Lützow's wilde verwegene Jagd einherbrausen, als die Studenten und Soldaten auf dem Bahnhof zu Leipzig das Lied Körner's anstimmten."

Sein Nebenmann, ein Abgeordneter, der bei der ersten Nachricht aus einem süddeutschen Bade herbeigeeilt war, sagte: „Da drunten ist's nicht anders. Welch' eine Seligkeit, zu fühlen, daß wir endlich einmal Alle eines Sinnes und einer Seele sind!"

„Alle! Alle!" rief der Greis, indem er die eine Hand frei machte, um sie dem Manne zu geben, den er nie zuvor gesehen, und von dem er erst nachher erfuhr, wer er sei.

Sinnend entfernte sich Herr Grandidier. Vor der Kaserne der Gardes du Corps in der Charlottenstraße war abermals eine starke Ansammlung von

Wagen mit Fourage, von Pferden, die ungesattelt und in großen Koppeln zusammen nach den Ställen geführt wurden, von Gardekürassieren, halb in der Uniform und halb noch in der Bauernjacke, von stämmigen, schlank aufgeschossenen Burschen, mit einem Bündelchen über der Schulter, von blutjungen Studenten, die Reiterstiefel und Cerevismützchen trugen.

Herr Grandidier ging eigentlich ohne bestimmte Absicht, aber immer in derselben Richtung, er bog in die Dorotheen- und in die Friedrichstraße ein und setzte seinen Weg dann fort. Einzeln, hier und da vor den Läden der Krämer, war schon die Fahne mit dem rothen Kreuz erschienen. Ueberall bereitete man sich vor zum Kriege; aber überall, dicht daneben, zeigte sich auch die Liebe der Menschen zu einander, von der man im gewöhnlichen Leben so wenig bemerkt.

Der Nachmittag war inzwischen weit vorgerückt, und von der Uhr einer der Fabriken, die hier vor dem, was damals noch das oranienburger Thor war, in der Chausseestraße liegen, schlug es Sechs. Jetzt ward Feierabend gemacht und aus den Höfen und Thoren der Maschinenbauanstalten und Eisengießereien strömten die Arbeiter heraus; jeder von

ihnen mit seinem kleinen blechernen Büchschen in der einen und seiner Weißbierflasche in der anderen Hand. Einige hatten Pfeifen im Munde. Sie gingen ernst dahin in ihrem bestaubten Arbeitszeug; Mancher von ihnen, der den Marschbefehl in der Tasche hatte, mit dem Gefühl, nie wiederzukehren. Ein alter Mann hatte sich vor einem dieser Thore niedergesetzt und erhob sich, als unter den Letzten ein junger Arbeiter herauskam. Er gab ihm mit zitternden Händen ein neues Pfeifchen, das schon gestopft war, und ein Paket Tabak, und machte Feuer, damit er gleich rauchen könne. Er war offenbar der Vater des jungen Menschen und wollte diesem noch etwas zuliebe thun, bevor er in's Feld müsse. Dieß Alles zu sehen, gab Herrn Grandidier wahrhaft einen Stich in's Herz. „Warum geht allein durch mein Leben dieser Riß?“ dachte er. „Warum bringt dieser Vater seinem Sohne das Zeichen seiner Liebe entgegen und warum kann ich es nicht? Warum bin ich ausgeschlossen und ausgestoßen aus dieser großen Vereinigung Aller — und was darf ich dem Vaterlande noch darbringen, wenn ich ihn — wenn ich keinen Sohn mehr habe? . . .“

Sein Blick fiel auf eine dichte Laubmasse gegen-

über. Mehrere Friedhöfe lagen da beisammen. Hier die qualmenden Schlote, die Werkstätten, diese ganze Welt voll Dampf und Ruß, in deren Räder jetzt mit eiserner Faust der Krieg eingriff; dort die Gottesäcker mit ihrer Stille, ihrem dunklen Grün, ihren von der Abendsonne sanft beleuchteten Cypressen und dem süßen Duft der Blumen, welche auf den Gräbern blühten. Das war es vielleicht, was ihn unbewußt hiehergezogen: die Gräber! In einen der Friedhöfe trat er ein. Es war derjenige der französischen Gemeinde.

Der Friedhof war wie ein Garten in seiner Sommerpracht und der Glanz der niedergehenden Sonne ruhte darauf. Ein breiter Weg unter hohen, alten Bäumen führt hindurch und schmalere Seitenpfade zweigen sich ab. Einer derselben — Herr Grandidier kannte ihn wohl und schlug ihn jetzt ein — leitete zu den Gräbern seiner Eltern. Die Hügel waren bemoost und eingesunken; eine Trauerweide von besonderer Schönheit — er hatte vor vielen Jahren den Setzling aus Charenton mitgebracht, von dem letzten Rastplatz der deutschen Grandidiers in Frankreich — ließ ihre Zweige darauf niederhangen. Mit ihrem schleierartigen Grün umfingen sie halb ein schwar=

zes Holzkreuz, auf welchem in weißer Schrift geschrieben war:

«Ici repose en Dieu
Alphonse Grandidier . . .»

Dann, nach Angabe des Geburts- und Sterbejahrs, hieß es weiter in französischer Sprache — gleichsam die heilige Sprache der Kolonie — daß Alphonse Grandidier, dessen Vorfahren mit den ersten Réfügiés von dem großen Kurfürsten aufgenommen worden seien und hier ein neues Vaterland gefunden hätten, die Schuld seiner Dankbarkeit bezahlt habe, indem er es in den Kriegen von 1813 und 1814 habe vertheidigen helfen und mit seinem siegreichen Souverän, Friedrich Wilhelm dem Dritten, in Paris eingezogen sei.

Dieß war das Grab seines Vaters, daneben war das seiner Mutter, und dann kam eine leere Stätte mit einem Holztäfelchen und der Inschrift: „Réservée“. Dieser Platz war für ihn selber. Er betrachtete ihn mit einer gewissen wehmüthigen Innigkeit wie etwas, das schon zu ihm gehörte und das man ihm nicht mehr rauben könne. Er sah schon den Hügel sich wölben und den Grabstein darauf. Was aber würde man auf diesen

Stein schreiben? Was konnte man von ihm und seinem Leben sagen? Rings waren viele prächtige Monumente, Denkmäler von Erz und Stein; und auf allen schimmerten die Namen von Männern oder Geschlechtern, die sich entweder im Frieden dem neuen Vaterlande nützlich oder im Kriege um dasselbe verdient gemacht hatten. Hier von dem Marmor eines Predigergrabes leuchteten vor allen anderen die Worte: „L'église française du refuge“; dort auf dem Denkstein eines Generals las man, flammend in Abendgold, nur den einen Namen: „Waterloo“ — wie wenn auch die Todten in dieser feierlichen Stunde die Zeichen geben wollten, deren sie allein noch fähig. Wie auf einer Insel Frankreichs befand man sich hier, aber losgerissen von der Muttererde und schwimmend in einem fremden Elemente. Wie viele von Denen, die hier ruhig schlummerten, mochten Aehnliches vor ihm empfunden haben. Aber Keiner — nein, gewiß Keiner von Allen hatte solch' ein Gefühl der Zerrissenheit, wie Herr Grandidier jetzt an dem Grabe seines Vaters.

Er erhob sich, um zu gehen; und indem er noch einmal um sich schaute, gewahrte er auf einem der entfernteren Gräber, an den Hügel gelehnt und von überhängendem Rosengesträuch fast verdeckt,

eine menschliche Figur. Er ging näher und las auf einem Kreuze die Verse:

«D'une espérance passagère
Ci-gît le germe précieux,
C'était un bouton sur la terre,
C'est une rose dans les cieux.»

Es war das Grab eines Kindes und ein Knabe lag darauf, der den Fuß des Kreuzes mit den Aermchen umschlungen hielt und die Stirn in das weiche Moos gedrückt hatte. Der Knabe schlief.

Als Herr Grandidier sich niederbeugte, nach dem Schlafenden zu sehen, blickte er plötzlich in das Gesicht einer Frau, welche der Hügel und der Baum ihm bisher verborgen, — in ein hageres, kummervolles Gesicht, vor welchem er unwillkürlich zurückbebte.

„Sie hier?“ rief er.

Die Angeredete regte sich nicht. Sie kauerte in dem hohen Grase zwischen einem Grabe und dem anderen, die Kniee fast bis an das Kinn gezogen und starr vor sich hinblickend. Sie war ganz ohne Bewegung, bis auf das unstäte Licht in ihren Augen.

„Um Gottes willen, Helene,“ sagte Herr Grandidier, indem er sich ihr, trotz Allem, was bisher

zwischen ihnen gestanden, in diesem Augenblicke theilnehmend näherte. „Was führt Sie hieher?“

Sie gab keine Antwort. Sie schien seine Frage gar nicht gehört, noch seine Gegenwart bemerkt zu haben.

Er legte die Hand auf ihre Schulter. Sie schauerte unter der Berührung zusammen.

„Was wollen Sie hier,“ fuhr er fort, „hier — bei den Todten?“

„Ich bin vor den Lebenden geflohen,“ erwiederte sie fast tonlos und ohne aufzusehen.

„Und der Knabe . . .“ sagte Herr Grandidier, auf das schlafende Kind hinweisend, „dort — ist George?“

Helene schwieg; nur ihr Auge folgte der Bewegung des Sprechenden.

„Armer Junge!“ rief Herr Grandidier aus, und machte Miene, den schwer Athmenden zu wecken.

„Lassen Sie ihn,“ sagte Helene, „lassen Sie ihn. Er hat so lange nicht geschlafen.“

Ein seltsames Gemisch von Mitleiden und Mißtrauen, ja von Furcht ergriff Herrn Grandidier bei dem Anblick dieser Frau. „Wie lange sind Sie schon hier?“

„Ich weiß es nicht,“ erwiederte sie und Herr

Grandidier meinte in ihrem Blick jenes unheimliche Funkeln des Irrsinns wahrzunehmen, welches ihn schon bei früheren Gelegenheiten erschreckt hatte. „Hier steht die Zeit stille,“ fuhr sie fort; „es scheint mir eine Ewigkeit zu sein, seit ich jene entsetzlichen Rufe gehört. — Auf, ihr Todten!“ und jetzt erhob sie sich, und eine plötzliche Kraft spannte jede Muskel ihres Antlitzes und gab demselben einen Ausdruck von wilder Entschlossenheit. „Verräther an eurem Vaterlande, Treulose — hört ihr es nicht? Nieder mit Frankreich!“ Sie stieß ein kurzes Lachen aus, welches Herrn Grandidier erschütterte.

„Sie sind krank, Helene,“ sagte er schonend; „kehren Sie nach Haus zurück, erlauben Sie, daß ich Sie dorthin begleite.“

„Nach Haus?“ gab sie bitter zurück. „Wo denn ist mein Haus?“

Der kleine Schläfer regte sich und halb noch im Traume begann er zu sprechen: „Mein Vater ... wir kommen ...“ Dann erwachte er, und den Kopf emporrichtend, blickte er verwundert um sich, wie Jemand, der nicht weiß, wo er sich befindet. Als er Herrn Grandidier erkannte, glitt ein schwaches Lächeln über sein Gesicht. Er richtete sich empor und wollte zu ihm eilen. Aber ein Blick seiner

Mutter hielt ihn zurück und eingeschüchtert ging er zu dieser. „Mama,“ sagte er, „ich bin so müde!“ Er lehnte sich an sie und seine Augenlider sanken ihm vor Erschöpfung.

„Haben Sie doch Erbarmen mit dem Kinde,“ sagte Herr Grandidier, „wenn Sie keine Rücksicht nehmen wollen auf sich und auf uns Alle. Sie sehen, er kann sich kaum noch halten. Er schwankt auf seinen kleinen Knieen.“

„Wir sind seit gestern Abend nicht mehr zu Hause gewesen,“ schluchzte der Kleine, „wir sind immer durch die Straßen gegangen, von einer zur anderen . . . aber diese bösen Preußen haben uns keine Ruhe gegönnt; überall jauchzten und jubelten sie, daß es nun gegen Frankreich gehe — einmal sind uns Schulkameraden aus meiner eigenen Klasse begegnet, die sangen auch so ein Lied . . . das konnten wir nicht mit anhören, nicht wahr, Mama? Da haben wir uns immer weiter entfernt, immer weiter, bis wir hieher gekommen sind. Da war es endlich still und da bin ich eingeschlafen.“

„Helene!“ rief Herr Grandidier im Tone des härtesten Vorwurfs; „wie konnten Sie das thun?“

„Sie haben es gehört. Wozu soll ich es wiederholen? Wir sind Franzosen!“

„Sie werden ihn tödten!“

„Wär' es nicht besser für ihn, todt zu sein, als ein Preuße zu sein? Aber nein, nein!“ unterbrach sie sich, den Knaben leidenschaftlich umschlingend, — „schon hör' ich es aus weiter Ferne grüßend, nahend, wie das Gemurmel von Hunderttausenden, immer näher kommend, immer näher kommend . . .“ und sie schien in die Luft hinauszuhorchen.

Dann, über den Knaben geneigt, ihr Haupt an das seine gelehnt, begann sie träumerisch eine Melodie zu summen. Es war die Melodie, welche Herr Grandidier kannte. Vor dreißig Jahren hatte er sie gehört in Paris auf den Straßen, in den Werkstätten, in den Estaminets. Er hatte sie auch gehört an jenem Abend im Faubourg, wo die Arbeiter sie sangen und sein Kamerad aus dem Elsaß ihm zu Hülfe kam. Und dessen Tochter sang nun das Lied, hier, auf dem französischen Kirchhof von Berlin, und mit dem Abendhauch über den Gräbern mischten sich die Worte: „Nous l'avons vu votre Rhin allemand! . . .“

Aber nicht Zorn, wie damals, erfaßte ihn; er hatte das dunkle Vorgefühl von etwas Außerordentlichem, dem sie sich aussetzen, von einer großen Gefahr, die sie heraufbeschwören werde. Sie schien

ihm zu Allem fähig in dieser ihrer exaltirten Stimmung, und es that ihm weh um ihretwillen und noch mehr um des Knaben willen.

„Helene," begann er in einem Ton fast zärtlicher Beschwörung, „bedenken Sie, wo Sie sich befinden! Sie sind in Berlin. Sie stehen an einer Stelle, wo viele Geschlechter Derjenigen in Frieden ruhen, welche den Frieden nicht einmal des Grabes in der alten heimatlichen Erde finden konnten. Wenn Sie denn hieher gekommen in der Bedrängniß Ihres Herzens, so kehren Sie heim mit der großen und tröstlichen Lehre dieser Todten. Denn auch Sie haben in dieser Stadt und in diesem Lande ein Asyl, Schutz vor Verfolgung und eine Ruhestätte nach unsäglichen Leiden gefunden."

Aber Helene entgegnete: „Besser die Verbannung, besser die Schmach, besser der Tod aus der Hand des Vaterlandes, als das Leben und die Sicherheit aus der Hand des Fremden, der seit gestern auch mein Feind geworden."

„Mäßigen Sie sich!" unterbrach sie Herr Grandidier. „Sie wissen nicht, was Ihnen droht, wenn Sie so fortfahren. Sie sind hier mitten in Deutschland, welches sich zum Kriege gegen Frankreich erhebt!"

Eine Pause trat ein, und jetzt, wie zur Bestätigung seiner Worte, vernahm man jenes dumpfe Brausen der großen Stadt, welches sich aus den tausend Lauten der Straße zusammensetzt, anschwellend, absterbend und auf's Neue heranrollend, wie das Brausen des Meeres hinter den Dünen.

„Es ist wie das Rasseln von Kanonen!“ sagte Helene, das Auge wirr leuchtend, indem die Sonne hinter den hohen Gesträuchen sank und mit ihrem letzten Lichte die Namen und Inschriften auf den Grabsteinen umher vergoldete. „Hört es doch, ihr Todten! Hört es! Die Franzosen kommen! Und zum zweiten Male wird die Trikolore wehen auf dem Schlosse der Hohenzollern! . . .“

„Kein Wort weiter!“ rief Herr Grandidier; „ich will und darf es nicht geschehen lassen. Es ist Verrath!“

„Verrath!“ lachte Helene. „Wo ist Verrath, bei mir oder bei Ihnen, in dessen Adern das französische Blut fließt; bei mir oder bei diesen Todten, die ihr Vaterland verleugnet haben?“

„So ist es Wahnsinn!“ donnerte Herr Grandidier sie an, indem er die Hand ausstreckte nach ihr, um sie fortzustoßen von den Gräbern, welche sie durch ihre Gegenwart nicht länger entweihen sollte.

Sie wich zurück und schrak zusammen, einer Nachtwandlerin gleich, welche sich am Rande des schwindelnden Abgrundes plötzlich bei ihrem Namen angerufen hört. Alle Kraft und Freiheit der Bewegung schien von ihr genommen und sie selber wie gebrochen. „Wahnsinn!“ sagte sie und ein Schauer durchrieselte ihren ganzen Körper. „Ja, vielleicht ist es Wahnsinn, immer nur einen Gedanken, ein Verlangen, eine Sehnsucht zu haben —“ und sie raffte sich langsam empor, indem sie sprach — „vielleicht ist es Wahnsinn, eine Welt in Blut und Brand und Zerstörung zu träumen, nur um das eigene, das unaussprechliche Leid darin zu begraben — über rauchende Trümmer einen Weg zu suchen, da kein anderer zu ihm führt . . . vielleicht ist es Wahnsinn; aber dennoch möcht' ich ihn nicht um alles Glück der Erde vertauschen, wenn man es mir böte.“

„Sie wollen mich nicht hören,“ warnte Herr Grandidier; „wohlan, ich habe keine Macht über Sie. Doch ich dulde nicht, daß Sie dieses Kind mit sich in das Ungewisse fortreißen.“ Und er näherte sich dem Kleinen.

Aber dieser, in Thränen ausbrechend, warf sich an die Brust der Mutter und umfaßte sie mit beiden Armen.

„Mein Sohn, mein Sohn!“ sagte sie weich, ihn fester an sich pressend, „ich wußte, daß Du kommen, daß Du mich nicht verlassen würdest. Was gibt diesem Manne das Recht, von Liebe zu sprechen — ihm, der in der Härte seines Herzens den Sohn verstoßen hat, der das eigene Kind lieber todt und die Seinigen lieber unglücklich sehen, als auch nur den geringsten Theil seiner Selbstsucht opfern wollte? Ah, Herr Grandidier,“ — sie stand jetzt wieder in voller Höhe vor ihm — „wenn es Frevel ist, dasjenige, was man liebt, mit der letzten Kraft der Seele festzuhalten und auch im Tode sich nicht von ihm zu trennen, dann, dann bin ich eine Sünderin und Sie sind ein Heiliger! Aber vielleicht kommt die Stunde, wo eine Stimme in Ihrem Herzen laut wird, alle anderen Stimmen übertönend mit ihrem furchtbaren Weheruf — wo Verachtung vor sich selbst Sie ergreift und ein Ekel Sie übermannt vor diesem elenden und verlorenen Leben, welches ohne Liebe und ohne Hoffnung ist. Komm', George, wir gehen heim. Wir gehen allein. Denn in unsere Heimat führt nur ein einsamer und gefahrvoller Pfad. Wo Dein Vater ist, da ist Dein Vaterland; und wenn wir sterben, so sterben wir zusammen.“

Die Dämmerung verhüllte beide Gestalten, indem sie langsam unter den Gebüschen des Kirchhofs verschwanden.

„Wahrlich — wahrlich, die Stunde ist gekommen!“ sagte mit einem tiefen Seufzer Herr Grandidier; und ihm war, als sei jetzt wirklich jene Stimme wach geworden, mit welcher ihm Helene gedroht. Er hörte sie plötzlich überall und sie klang ihm auch aus den Gräbern, bei welchen er Trost gesucht und Verzweiflung gefunden hatte. Was er bisher nur gedacht, was niemals über seine Lippen gekommen, das sprach diese Stimme jetzt aus, und er sprach es nach, indem er sich entfernte: „Pfui über dich und dieses elende verlorene Leben, welches ohne Liebe und ohne Hoffnung ist! . . .“

Niedergeschlagen verließ er den Ort der Ruhe, seinen Weg fortsetzend durch Straßen, in welchen die Volkshaufen auf und nieder wogten. Ein Geist der Eintracht verband und befreundete sie Alle; ein Gefühl der Liebe war in der Luft, die man athmete. Dunkelheit sank herab. Es zog ein elektrisches Leuchten durch die Julinacht. Es grollte leis in unbestimmten Fernen. Er kam über den Schloßplatz und blieb auf der Brücke vor dem Bilde des großen Kurfürsten stehen. Finsterniß

war umher und schwarz floß unten das Wasser. Der milde, feste Blick, der ihn ehedem oftmals erhoben, war heut nicht mehr für ihn; und auch hier klang die Stimme mit eherner Gewalt: „Wehe über dich! ... Der Rächer, den ich anrief, ist aus meinem Gebein erstanden. Die Verheißung geht in Erfüllung und dein Volk hat sich geeint ..." Er wollte nicht weiter hören. Ihn schreckte die Stimme hinweg; auch dieser Schutz, den er durch sein ganzes Leben heilig gehalten, war verwirkt. Wo gab es noch einen anderen für ihn? Drohend über ihm erhob sich die mächtige Gestalt, umzuckt von den Blitzen des Himmels. Er floh vor ihr; aber wohin, wohin, da er selbst hier keine Stütze mehr fand? Auf einmal kam ihm wieder der Gedanke an Helene. Doch er konnte ihr nicht mehr zürnen; in seinem bittern Schmerz verlangte ihn nach ihr. Sie durfte nicht verloren sein; er mußte sie retten; er wollte den Vater warnen. Die Fenster ihres Hauses waren hell, Schatten bewegten sich hinter denselben, sie war mit ihrem Sohne zurückgekehrt. Er näherte sich der Thüre. Da begann der Choral von der Klosterkirche — melodisch tönte die alte traute Weise herüber ... doch er vernahm nur die Stimme, die ihn jetzt

überall verfolgte. Was das Erzbild nicht vollendet, das riefen jetzt die Glocken: „Wehe über dich! Wehe über dich! Denn du bist ausgestoßen von deinem Volke! ...“

Der Klang scheuchte ihn empor. Jeder Schlag von dem Thurme fiel gleichsam schmetternd auf sein Haupt hernieder. Es litt ihn nicht länger an diesem Platze, der von allen Plätzen in der Stadt für ihn am meisten erfüllt war von unheilvollen Erinnerungen. Vor seinem eigenen Hause stand der Wagen, der schon seit geraumer Zeit ihn erwartet. Er fuhr heim unter den rauschenden, hin und wider wehenden Bäumen, durch den Wald. Aber in dem Winde, der klagend durch die Kiefernwipfel strich, war die Stimme; sie war auch in dem Murmeln der Spree, die nächtig unter seinem Kammerfenster floß.

Achtes Kapitel.

Maintenons!

(Alter Hugenottenruf.)

Für den andern Abend war eine Versammlung von Mitgliedern der französischen Gemeinde zusammenberufen worden. Herr Grandidier, welcher den Tag einsam verbracht, ohne zu einem festen Entschluß über die künftige Führung seines Lebens gelangt zu sein, folgte der Einladung.

Versammlungen waren in jenen Tagen in allen Gegenden der Stadt und von allen Theilen der Bürgerschaft; sie waren im Rathhause, dessen herrliche Räume damals eben vollendet worden und des Einzugs der bürgerlichen Gewalt gleichsam harrten; sie waren in den Sälen und Hallen der Vereine und Körperschaften. Vor den Thoren und

aus den Fenstern herab wehte nun überall die Fahne mit dem rothen Kreuz. Große Plakate forderten auf zu Gaben für die Armee im Felde, und wer daheim bleiben mußte, fühlte das Bedürfniß, Zeugniß abzulegen für die Gerechtigkeit dieses Krieges, seine Treue dem Vaterlande, seine Liebe dem Herrscherhaus auf's Neue zu verpfänden. Ein solches Gefühl war es, welches vor Allen die Mitglieder der französischen Kolonie, die Söhne der alten Hugenotten in Berlin in diesem verhängnißvollen Augenblicke zusammenführte. Da sah man die würdigen Prediger ihrer vier Kirchen, die Aeltesten der Gemeinde und die Häupter der Familien. Da sah man die Chefs großer Handelshäuser, Inhaber von Firmen, welche, fast über zwei Jahrhunderte zurückdatirend, Industriezweige vertraten, welche einst in Frankreich geblüht und durch sie nach Preußen verpflanzt worden waren. Da sah man hochachtbare Männer aus allen Gebieten des öffentlichen und bürgerlichen Lebens, Aerzte, Richter, Verwaltungsbeamte, Stadtverordnete, Lehrer der höheren Schulen, Professoren der Universität, Träger von bedeutenden und nicht selten historischen Namen, die auf den älteren Blättern der französischen Geschichte geglänzt, wie sie nun auf's

Innigste verwebt waren mit dem jüngeren Ruhme der preußischen. Mächtig in Allen war die Erinnerung an die That des großen Kurfürsten, an die Segnungen, deren sie unter den Königen Preußens theilhaftig geworden, bis „diese Heerde" Heimatloser, dieser „auserlesene Haufen" mit dem Boden des neuen Vaterlandes innig verwachsen und von allen Empfindungen jener schweren Zeit keine andere übrig geblieben war, als die der unerschütterlichen Anhänglichkeit an das Regentenhaus, welches einst die schützende Hand über sie gebreitet; der brüderlichen Liebe für das Volk, mit dessen Schicksalen in Leid und Freud sie das eigene längst unauflöslich verbunden wußten.

Ein Geistlicher der Gemeinde, welcher der Versammlung präsidirte, begründete deren Zusammenberufung mit dem Umstande, daß der französische Ursprung dieser Gemeinde zu mannigfachen Fragen und Zweifeln bezüglich ihrer und ihrer Stammesgenossen Haltung in dem beginnenden Kriege gegen Frankreich Anlaß gegeben habe und schlug hierauf den Versammelten vor, eine Resolution zu fassen, welche ihren wahren Empfindungen Ausdruck gebe.

Aus der Mitte der Versammlung heraus erhoben sich jedoch von den verschiedensten Seiten

Einwände gegen den Erlaß einer solchen Erklärung; sie sei nicht nothwendig, meinte der Eine, sie sei sogar unpassend; wie sie hier beisammen ständen, so wisse Jeder, was er von der Gesinnung der Hugenotten Berlins zu halten habe. Der König habe sie stets in allen Schlachten vorangestellt; und wie an dem Monumente des großen Königs, so glänze auch jetzt wieder unter den Heerführern der Armee mehr als ein berühmter Name französischer Flüchtlingsfamilien. Unter solchen Umständen eine Versicherung der Treue geben zu wollen, heiße den Todten, die für das Vaterland gestorben, und den Lebenden Unrecht thun, die für dasselbe zu sterben bereit wären. — „Ja," meinte ein Anderer, „wozu solche Worte in dieser Zeit! Sind wir nicht Preußen wie alle Anderen, fordern wir nicht als Deutsche unser Recht zu üben und unsere Pflicht zu thun? Hoffen und erflehen wir nicht Sieg für die preußischen Fahnen, marschiren unsere Söhne nicht gegen Frankreich? Bedarf es noch einer anderen Erklärung, außer dieser? Sie käme, nach meiner Empfindung, einer Beleidigung gleich für die preußischen Uniformen, die ich hier im Saale sehe; Uniformen von Freiwilligen, Uniformen von Einberufenen — einer Beleidigung gegen meinen

jugendlichen Nachbar, welcher auf den ersten Ruf des Vaterlandes nicht gezögert hat, die Werkzeuge seiner Kunst mit den Waffen zu vertauschen. Aber die Gemeinde, welche sich mit jedem seiner künstlerischen Erfolge gefreut hat, ist nicht weniger stolz auf ihn, nun, wo er den Rock des Königs trägt."

Herr Grandidier neigte sich, als diese Worte gesprochen wurden, über den Rand des Balkons, auf welchem er in einer Seitenloge Platz genommen. Er hatte die Dunkelheit dieses über dem Saal erhöhten und von Zuschauern, die nicht zur Gemeinde gehörten, erfüllten Raumes aufgesucht, weil ihn in der Stimmung, in der er sich befand, vor jeder Begegnung mit den alten Bekannten bangte. Bei der innigen Gemeinschaft, die zwischen allen Mitgliedern der Kolonie herrscht, war das Zerwürfniß in seiner Familie kein Geheimniß. Ja mehrfach, vor Jahren schon, als es begann, hatte der Geistliche seiner Kirche den Versuch einer Aussöhnung gemacht. Man hatte sich in dem weiteren Kreis der Gemeinde, wie in dem engeren des Hauses daran gewöhnt, die Thatsache hinzunehmen als eine solche, an der fremdes Zuthun nichts mehr ändern könne; ja man war nach der schweren Krankheit des Herrn Grandidier dahin gekommen, ihn fast mehr noch zu

bedauern, als zu verurtheilen. Auch hier in diesem Kreise, in welchem er sonst seine Stelle mit Ehren ausgefüllt hatte und immer mit Respekt gehört worden, war er nun ein Fremder, der nur aus der Ferne sich getraute, an dessen wichtigsten Angelegenheiten theilzunehmen. Er bog sich jetzt vor und der Handbewegung des letzten Redners folgend, erkannte er in dem nicht allzu hell erleuchteten Saale seinen Sohn.

Eduard Grandidier war Offizier in dem Garde-Landwehrregiment, welches, so weit bis jetzt bekannt, zur Vertheidigung der Nordküste bestimmt war. Die Augen aller Anwesenden waren auf ihn gelenkt worden, als er sich ernst und bescheiden von seinem Sitze erhob. Man sah es wohl an dem leidenden Ausdruck seines Gesichtes, daß dem großen Kampfe, zu welchem er auszuziehen bereit war, innere Kämpfe vorangegangen waren. Doch wer von Allen, deren Blicke jetzt mit Wohlgefallen auf ihm, auf seiner schlanken Gestalt, seiner männlichen Haltung ruhten, hätte sagen können, welcher Art diese Kämpfe gewesen? „Meine Herren," begann er, „die Ehre, die mir hier soeben erzeigt worden, verpflichtet mich zu einem Worte des Dankes; denn Sie haben Recht, wenn Sie meinen, daß die

besondere Erklärung der Liebe zum Vaterlande in dem gegenwärtigen Augenblick etwas Beleidigendes für mich gehabt haben würde. Lassen Sie mich es hier laut und freimüthig bekennen, daß mein Herz noch frisch ist von den Eindrücken, die es in Frankreich erhalten, daß ich es niemals vergessen kann, und auch jetzt nicht vor dieser würdigen Versammlung verleugnen mag, was ich dem Andenken Frankreichs schulde. Sie waren so freundlich, auf meine künstlerischen Leistungen hinzudeuten und nichts kann mich mehr beglücken, als diese Anerkennung von meinen Stammes- und Gemeindegenossen. Ach, — aber die Hand, die sich nach mir ausgestreckt, als ich einsam und freundlos war — die Hand, die mich geführt, die Hand, die mich geleitet, die Hand, der ich Alles verdanke — sie war die Hand eines Franzosen. Die Sonne Frankreichs hat mich gewärmt; was es für mich an guten und glücklichen Erinnerungen gibt, das liegt in dem Worte ‚Frankreich' ausgedrückt, und ach! — gegen dieses Frankreich ruft mein Vaterland mich in Waffen! Aber meinen Schmerz selber ruf' ich auf als Zeugen für mein Vaterland. Was sind all' die Ideale des Lebens gegen dieses Eine, das sie verdunkelt! Wie wird mir plötzlich dieser Erdenfleck,

auf dem ich als Kind mich getummelt, dieser Sandhaufen, den ich im Knabenspiele vertheidigt, dieses Gewässer, auf welchem unsere Flotte von Papier dahintrieb, dieses Ufer mit Schilf bewachsen, diese Haide mit Kiefern bestanden — wie wird das Alles mir so theuer, so theuer! Alle Herrlichkeiten der Kunst versinken vor meinem Blick und ich fühle, daß wenn *sie* der Welt, der *Künstler* doch allein dem Vaterlande gehört! Ich glaube, daß der Genius Frankreichs sein Haupt verhüllt! Nicht er hat diesen Krieg gewollt und nicht gegen ihn führen wir Krieg. Von der Freudigkeit, mit welcher meine Waffenbrüder ihr Leben dem Vaterlande anbieten, ist nichts in meinem Herzen; schmerzlich erfülle ich meine Pflicht; aber ich hoffe, daß sie mir darum nicht weniger heilig sein möge. Niemals hat Chamisso das Schloß seiner Väter vergessen, das in der Champagne stand. Sehnsucht erfüllte sein Herz und Thränen umflorten seinen Blick, wenn ihn die Bilder heimgesucht, die lang er vergessen geglaubt; und dennoch sang er, als dieß Berlin gleichsam unter der Abendbeleuchtung seines Lebens vor ihm lag:

,Du, meine liebe deutsche Heimat hast
Warum ich bat und mehr noch mir gegeben,

Du ließest freundlich dem gebeugten Gast
Die eig'ne traute Hütte sich erheben.
Und der bescheidne kleine Raum umfaßt
Ein neu erwachtes, heit'res, reiches Leben;
Ich habe nicht zu bitten, noch zu klagen,
Dir nur aus frommem Herzen Dank zu sagen.'"

Tiefe Stille folgte den Worten des jungen Offiziers. Es war das erste Mal seit langer Zeit, daß Herr Grandidier die Stimme seines Sohnes wieder vernommen hatte. Wie Jemand, der nicht mehr zu ihm gehört, erschien ihm Eduard, und doch verlangte sein Herz nach ihm in bitterem Weh. Er sah, wie man von allen Seiten herzueilte, um ihm in warmer Zustimmung die Hand zu drücken. Kein Vorwurf war dem unnatürlichen Vater gemacht worden und doch empfand er alle Qualen und Marter mit, die er dem Sohne verursacht. Es war ihm, als ob die Blicke der Versammlung nach ihm suchen und strafend auf ihm ruhen müßten; und weiter, immer weiter zog er sich in das Dunkel der Nische zurück. Durch eigene Kraft gehoben, stand der Sohn hochgeehrt unter den angesehensten Männern der Gemeinde, während er verurtheilt war, sich scheu vor ihrer Aufmerksamkeit zu verbergen. Wie anders, wenn er jetzt im Vollgefühl

väterlichen Glückes und Stolzes zu ihm hintreten und ihn vor den Augen Aller in die Arme hätte schließen können! Aber das war verwirkt und wiederum, durch das Brausen der Stimmen, welches sich jetzt im Saale erhob, vernahm er jenes unselige Wort, welches Helene wie einen Fluch über ihn ausgesprochen. Während begeisterte Hochs auf den König von Preußen, den Nachkommen des großen Kurfürsten, den auserwählten Führer der deutschen Nation, durch den Saal rauschten, stahl Herr Grandidier sich leise die Treppe hinunter. Denn er wollte von den Anderen nicht gesehen sein; aber dem Ausgange des Hauses gegenüber blieb er stehen. Das Haus lag unter den Linden und es war eine dunkle Sommernacht und Herr Grandidier stellte sich an einen der Bäume. Von dort aus blickte er unverwandt nach der erleuchteten Thüre, aus welcher jetzt, Einer nach dem Andern, die Männer der Gemeinde heraustraten. Unter den Letzten kam sein Sohn; der Schein der Laterne fiel auf sein Gesicht und deutlicher, als er es im Saale hatte sehen können, sah jetzt Herr Grandidier jenen leidenden Zug in demselben. Dieser Anblick ging ihm sehr zu Herzen; und statt des jungen Mannes, welchen der Ernst des Lebens schon schwer

geprüft, erblickte er wieder den sorglosen Knaben, mit dem er oft an genau dieser Stelle gestanden hatte, wenn er ihm auf ihren Spaziergängen das vaterländische Heldendenkmal zeigte. Was hinderte ihn jetzt, zu ihm hinzueilen? Nur der Zwischenraum einer Straßenbreite schied ihn noch von ihm. „Hinüber!“ rief es in ihm — aber er vermochte nicht zu folgen, nicht sich zu bewegen; er war wie gefesselt und gebannt an den Ort und mußte sich an den Baum zurücklehnen, um nicht hinzusinken, während drüben Eduard von dem Geistlichen, der vor der Thüre noch herzlich mit ihm gesprochen hatte, sich verabschiedete und dann unter dem Schatten der Linden verschwand.

Ein heißer Sommermorgen folgte; es lag in diesen Tagen über Berlin eine Gewitterschwüle, grauer Dunst verschleierte den Himmel, ohne die Glut der Sonne zu dämpfen. Aber unter dem Druck der Temperatur ging die ungeheure Arbeit der Hauptstadt, die sich zum Kriege rüstete, fort. Berlin machte den Eindruck eines Lagers, welches im Aufbruch begriffen ist; unaufhörlich gingen Truppenzüge vorüber aus den östlichen Theilen der Monarchie, die Luft war voll von dem eisernen Gerassel der Züge, welche von Bahnhof zu Bahnhof, damals fast mitten durch

die Straßen, gingen und der Boden zitterte von dem Fußtritt der abmarschirenden Regimenter. Die Straßen wimmelten von Soldaten, welche schon die Feldtracht trugen, die Wachen, die damals noch an allen Thoren standen, wurden eingezogen, und das Hotel der französischen Botschaft stand verödet auf dem pariser Platz, mit geschlossenen Läden und Thüren. Der Reichstag, welcher zu einer kurzen Session zusammenberufen worden war, hielt seine letzte Sitzung. Schon stiegen fern von den bayerischen Alpen, von den Hochebenen des württembergischen und den Abhängen des badischen Schwarzwaldes die tapferen Söhne des Vaterlandes hernieder, um unter der Führung des preußischen Thronerben sich zu einem mächtigen Heerhaufen zu sammeln, und die Männer des norddeutschen Reichstages sagten sich, daß wenn sie wieder zusammenkämen, ganz Deutschland hier tagen werde. Von der gleichen Empfindung war die Zuhörerschaft beseelt, welche dicht gedrängt die Tribünen füllte.

„Wie mich das Alles glücklich macht!“ sagte ein Mann auf einer der vorderen Bänke zu seinem Nachbar, während unten eine Pause in den Verhandlungen eingetreten war; „ich hatte schon den halben Weg zurückgelegt zu meinem Freunde, dem

Türken in Konstantinopel, um zu sehen, was in aller Welt er wieder für Händel hat mit seinen Nachbarn und Vasallen. Aber das Vaterland vor Allem! Und da bin ich gerade noch zur rechten Zeit."

Er sprach so laut, daß Jedermann in seiner Umgebung, ja sogar Mancher im Raume der Abgeordneten ihn hören konnte, was ihn übrigens nicht sehr genirte. Denn er war daran gewöhnt, gehört zu werden, wo er sprach, und gekannt zu werden, wo er sich zeigte. Heute in der That, wenn je zuvor, verdiente er den Namen des Obersten, welchen er einst in friedlicheren Zeiten usurpirt hatte; er war ganz Mars. So lange hatte der alte Revolutionär und Bürgergardist von 48 gleichsam auf Wartegeld gestanden; jetzt aber war der Tag, an welchem er, mit allen Ehren, wieder in den Dienst treten sollte. „Bei Gott!" rief er, „ich habe das Gefühl, als ob der deutsche Mann künftig nicht mehr auf Reisen zu gehen brauchte, wenn er sich in irgend einer Weise nützlich machen will. Wir sind, Gott sei Dank, so weit, daß das Vaterland selber ein treues Herz und ein Paar gesunder Arme wieder zu schätzen wissen wird. Aber daß Alles so nahe sei, wer hätte d a s geglaubt? Es

ist noch nicht länger, als im Frühling dieses Jahres, da bin ich hinter Freiburg den Schwarzwald hinangestiegen und auf einem der Vorhügel machte ich Halt. Dunkel unter und vor mir schimmerten die Tannen aus dem jungen Buchengrün, die Obstbäume prangten in Roth und Silber, die spitzen Kirchthürme ragten empor und die Dörfer lagen so recht mitten im Segen ihrer Gemarkung, in wogenden Kornfeldern und üppigen Wiesen; mir gegenüber, in weiter Ferne, erhoben sich die Vogesen, der Winterschnee lag noch auf ihren Firnen und in der Ebene, zwischen Schwarzwald und Vogesen, sah man, bald hier, bald dort aufblitzend, den Rhein. Ich konnte mich von dem Landschaftsbilde nicht trennen und mein Herz ergriff es wie Heimweh. Da plötzlich rauschte es neben mir über einem Schwarzwaldhäuschen, welches nicht weit von mir unter blühenden Apfelbäumen lag. Es war ein Storch, der sich in die Lüfte hob und langsam am Walde dahinzog. ‚Flieg' hinüber,‘ rief ich, indem sein Gefieder und seine rothen Füße in der Sonne glänzten, ‚du brauchst deine alte Heimat nicht zu verleugnen, für dich gibt es keine Grenze zwischen Schwarzwald und Vogesen‘ — und nun, mein Herr, nun werden wir selbst hinüberfliegen!“ ...

Aufmerksam hatte der Nachbar zugehört und mehr als ein Ausdruck der Zustimmung hatte sich im Kreise umher vernehmen lassen, denn unser und Aller erster Gedanke in jenen Tagen war das verlorene Reichsland, und wie in dem Referendarius a. D. Fritz Scharf auf den Höhen des Schwarzwaldes, erwachte plötzlich in Jedem von uns, bis an die äußersten Küsten der Meere, das Heimweh.

Der Oberst hatte vielleicht nicht gesehen, vielleicht auch nicht sehen wollen, daß unter den Gesichtern, die sich bei seinen Worten nach ihm umgewandt, eines war, welches er in nicht allzu ferner Zeit gut genug gekannt. Es war merklich gealtert seitdem und in den Augen, die sonst mit einer jovialen Herzlichkeit in die Welt geblickt hatten, war ein trüber Schein des Mißtrauens und der Menschenscheu geblieben.

Fritz Scharf hatte Herrn Grandidier längst erkannt; allein er vermied es auch jetzt, dem Blicke zu begegnen, welchen dieser zu ihm erhob. Erinnerungen der Jugendzeit waren durch Scharf's Erzählung in Jenem erweckt worden und er gedachte auch des Nachmittags im Herbste, wo Bärbel dem Storche wehmüthig nachgeschaut, der von dem Bauernhaus an der Spree waldeinwärts flog. Er hätte

so gerne gerade jetzt ein Wort mit dem Oberst getauscht; aber es entging ihm nicht, daß dieser geflissentlich vermied, ihm Gelegenheit dazu zu geben.

In diesem Augenblick erhob sich der Präsident des Reichstages und forderte mit erhobener Stimme die Mitglieder auf, ihre Sitze wieder einzunehmen, denn der Bundeskanzler habe dem Hause eine Mittheilung zu machen.

Ein allgemeines Gemurmel ließ sich hören und ein Gedränge war auf den Tribünen. Bismarck trat herein! Sein Gesicht in jener Stunde war bleich und tiefe Furchen waren unter seinen Augen. Breitschulterig, starkknochig stand er einen Augenblick unter der kleinen Thür, dieselbe ganz mit seiner Figur ausfüllend, in der Uniform eines Kavallerie-Obersten, dunkelblau mit gelb. Das Gelb seines aufrechtstehenden Uniformkrages kontrastirte seltsam mit der vollkommenen Blässe seines Gesichts. Er trat an seinen Platz, links vom Präsidenten. Neben ihm lag eine schwarze Ledermappe; sie barg in sich, noch unausgesprochen, das Schicksal zweier Nationen. Er suchte nach dem Schlüssel, er öffnete das gelbe Messingschloß, er nahm ein paar Blätter Papier heraus. Er blickte flüchtig auf das erste; dann begann er zu sprechen. Todtenstille. Seine Worte

kamen abgebrochen heraus, er brachte, was er zu sagen hatte, nur in kurzen Sätzen hervor. Er stockte oft; er machte Pausen und stockte wieder. Man machte die ganze Gedankenarbeit mit ihm durch; man meinte zu sehen, wie der Bau seiner Rede sich unter der Herrschaft seines mächtigen Geistes ordnete und Quadern gleich sich Satz auf Satz fügte. Doch war es selbst in diesem entscheidenden Augenblicke nicht die Wucht der Ereignisse, die ihn beherrschte; er vielmehr beherrschte sie. Ein feiner Zug der Ironie lief durch die ganze Reihe seiner Mittheilungen und er sprach mit gedämpfter Stimme. Keine Linie in seinem Gesichte veränderte sich, indem er ein Blatt nach dem andern nahm und dessen Inhalt referirte. Kein spöttisches Zucken um den Mund begleitete die Pointen, die er vorbrachte; keine Spur einer Billigung oder Mißbilligung verrieth sein persönliches Interesse an der Sache, sein Bedauern oder seine Freude. Wie der vollkommene Meister der Weltlage stand er da, in dem furchtbar ernsten Augenblick, als er das letzte Blatt aus der Tasche nahm, das französische Original der Kriegserklärung. Die Hand, die es hielt, zitterte nicht, keine Muskel seines Antlitzes bewegte sich und nicht die leiseste Schwankung war in seiner

Stimme. Kurz und abgestoßen wie vorher sagte er der Versammlung, daß der Krieg zwischen Deutschland und Frankreich mit diesem Augenblicke beginne. Es war das letzte Wort Bismarck's, nüchtern, geschäftsmäßig, ohne Sentimentalität und ohne Pathos; aber es wirkte befreiend auf die Gemüther, der Druck der Unsicherheit war hinweggenommen und Jedermann fühlte sich der unabänderlichen Thatsache gegenüber.

Als Bismarck, vom jubelnden Volkshaufen begrüßt, von der Treppe des Reichstagsgebäudes herabkam, um in seinen Wagen zu steigen, da stand in der vordersten Reihe des Spaliers, welches sich gebildet hatte, der Oberst. „Ich habe gesagt," sprach er, als ob er der öffentlichen Meinung diese Erklärung schuldig sei, „daß man es wohl noch einmal erleben könnte, den alten Achtundvierziger den Hut abnehmen zu sehen vor dem Junker. Was wir damals gewollt, geht jetzt durch ihn in Erfüllung — der Deutsche wird wieder ein Vaterland haben — auf drum in den Krieg für das neue deutsche Reich und es lebe Bismarck!" Hierauf nahm der Oberst den Hut ab und ein vielstimmiger Hochruf begleitete den Wagen des Kanzlers, als dieser durch die Leipzigerstraße sich entfernte.

Für den Obersten aber schienen die schönen Tage des unvergeßlichen Jahres zurückgekehrt. Es gab wieder etwas zu thun. Es war wieder erlaubt, sich für das Vaterland zu begeistern. Er durfte, wenn er wollte, wieder Reden halten und auch sein Patriotismus war nicht länger verpönt. „Sie haben die Sache des Volkes in die Hand genommen," rief er, „folgen wir ihnen." Auf's Neue zu Ehren gekommen war der Traum seiner Jugend, welcher damals in den Parlamenten zersprengt, in den Freischaarenhaufen auseinander getrieben, mit Pulver und Blei zu Boden gestreckt schien — und es war nicht länger ein Traum! Der König von Preußen selber hatte das Banner erhoben, unter dem es keinen Unterschied der Parteien, keine Trennung von Volk und Heer, keinen Gegensatz von Nord und Süd mehr gab. Wie weggewischt war die Mainlinie und wer noch verbittert bisher an fremden Küsten geweilt, eilte selber herbei oder sandte reichliche Gabe zum Kriege für des deutschen Volkes Wiedergeburt. „Und nun, Kinder," wandte der Oberst sich an die Umstehenden, „Jeder in sein Haus und Jeder an sein Werk; denn nicht nur der Soldat im Felde, sondern auch der Bürger daheim hat seine Pflicht zu erfüllen."

Es fehlte nicht viel, so hätte der Volkshaufen jetzt den populären Mann leben lassen, wie er zuvor Bismarck leben ließ. Allein auf diesen Theil seiner alten Reminiscenzen leistete der Oberst Verzicht. „Es werden sich jetzt genug vordrängen," sagte er ablehnend; „wer's ehrlich meint, der thut seine Schuldigkeit und schweigt." Damit ging er und auch die Menge begann sich zu zerstreuen.

Herr Grandidier hatte noch einmal den Versuch gemacht, sich dem Obersten zu nähern, aber dieser war ihm abermals ausgewichen. Er wurde jetzt von dem Strome des auseinander gehenden Haufens auf die gegenüberliegende Seite der Straße gedrängt und fand sich hier plötzlich einem Manne gegenüber, der unbeweglich in dem vorüberziehenden Gewühl stand. Er hatte sich unter einen Thürbogen gestellt, auf die unterste Stufe einer Haustreppe und sah theilnahmlos in die wogende Volksmasse hinein. Sein Blick war verstört und in seinem Gesicht ein Ausdruck der Betäubung. Er erkannte nicht einmal gleich Herrn Grandidier und schien sich auf sich selbst besinnen zu müssen, als dieser an ihn die verwunderte Frage richtete: „Du hier, Glöcklin?"

Es war etwas in der Erscheinung des Freundes,

in seiner völligen Niedergeschlagenheit, was ihn äußerst besorgt machte; denn Glöcklin war keiner von Denen, welche die Herrschaft über sich selbst so bald verlieren.

„Warum auch bist Du hieher gekommen?“ sagte Grandidier, indem er den Andern vorsichtig von der Treppe herabführte. Die Straße war jetzt wieder frei geworden und langsam gingen die Beiden neben einander. „Du konntest Dir wohl denken, was Du hier, am Tage der Kriegserklärung, zu sehen und zu hören bekommen würdest. Du gehörst sozusagen beiden Ländern und beiden Völkern an. Der Sieg und die Niederlage, sie werden Dich beide gleichermaßen schmerzen.“

Glöcklin fand noch immer kein Wort; aber er schüttelte traurig mit dem Kopfe.

„Ich verstehe Dich wohl,“ fuhr Herr Grandidier fort, „Du fühlst den Zwiespalt voraus, in welchen die Dinge Dich bringen werden. Berlin in Trauer wird Dir ebenso das Herz zerreißen, wie Berlin in Jubel.“

„Es ist nicht das,“ unterbrach ihn Glöcklin, „leider, leider, nicht das! Wohl ist das Loos des Fremden hart in solch' einer Zeit. Es ist ein bitterer Kampf, doch ich fürchte nicht, daß ich in

demselben schwanken werde; denn mehr als an Frankreich hing mein Herz immerdar am Elsaß, und was ich an Heimatsgefühl in meiner Brust bewahre, widerstreitet in keiner Weise der Empfindung, die ich für Deutschland hege."

Man sah es dem starken Manne an, wie er mühsam nach Fassung rang und wie er im Reden allmälig ruhiger wurde. „Denke darum nicht geringer von mir," fuhr er fort, indem er die Hand des Freundes ergriff, „wenn ich Dir bekenne, daß nicht die Sorge um den Ausgang dieses Krieges mich so tief bewegt. Ach! — ich fürchte, daß er für mich schon entschieden ist, und daß ich bereits verloren habe, was ich zu verlieren hatte ..." Ein mit Gewalt zurückgedrängtes Schluchzen erschütterte den kräftigen Körper, so daß er zitterte. „Es ist ja so wenig," sagte er, immer im Kampfe mit dem heftigen Gefühle, welches ihn zu übermannen drohte, „ein Nichts im Vergleich mit dem Schicksal der Nationen, um welches jetzt auf blutigen Schlachtfeldern gerungen werden wird; aber es war doch mein und ich habe es doch geliebt und ..."

„Wovon sprichst Du denn?" sagte Herr Grandidier, in welchem eine bange Ahnung aufstieg.

Glöcklin setzte mehrmals an; aber es war, als ob der Laut nicht über seine Lippen wolle. „Ich spreche von meiner Tochter,“ sagte er zuletzt fast tonlos und zugleich mit dem Worte brach ein Thränenstrom aus seinen Augen.

„Verzeihe meine Schwäche,“ sprach er, indem er mit den Händen über das Gesicht fuhr, „sie hat mich bemeistert wider meinen Willen, das Herz des Vaters war stärker in mir, als jede Ueberlegung.“

„O, Du Glücklicher,“ sagte Herr Grandidier, „der Du weinen kannst in Deinem Unglück!“ Er wollte mehr sagen, aber er hielt an sich. „Und was ist mit Deiner Tochter geschehen?“

„Ich weiß es nicht; aber ich sehe voraus, daß dieser Brief mir das Schrecklichste melden wird,“ und bei diesen Worten nahm er einen noch versiegelten Brief aus der Tasche. „Ich habe nicht den Muth gehabt, ihn zu erbrechen.“

„Und wann hast Du ihn erhalten?“

„Heute Morgen, nicht lange nachdem ich das Haus verlassen hatte. Sogleich stieg ein entsetzlicher Verdacht in mir auf. Helenens unstätes Wesen hatte sich in den letzten Tagen bis zum Aeußersten gesteigert. Namenloser Schmerz ergriff

mich, wenn ich sie ansah, und einige Male war es mir, als ob sie irre rede. Gott, Gott, im Himmel," rief er plötzlich, mitten in der Erzählung wieder von der ganzen Größe seines Unglücks ergriffen; „was wird sie gethan haben? Was wird aus ihr geworden sein und aus George . . ."

„Auch George?" fragte Herr Grandidier, welchem auf einmal, indem er an das Begegniß auf dem Kirchhof dachte, die ganze Wahrheit zu dämmern begann.

„Sie hat während der letzten Zeit, als der Krieg immer näher kam, sich oft tagelang vom Haus entfernt, und auch heute Morgen scheint sie sich mit dem Knaben frühzeitig fortbegeben zu haben. Es konnte nach ihren bisherigen Gewohnheiten nichts Auffallendes für mich haben; denn wenn es mir auch nicht gelungen war, zu erforschen, weßhalb und wo sie den Tag außerhalb des Hauses verbringe, so war sie doch immer am Abend zurückgekehrt. Jetzt fange ich an, zu begreifen, daß sie mich nur in Sicherheit hat wiegen oder Vorbereitungen zur Flucht hat treffen wollen, und mein Herz sagt mir, daß sie dießmal nicht wiederkehren wird." Mit diesen Worten übergab Glöcklin seinem alten Freunde den Brief.

Sie waren, fast ohne es in dem bewegten Gespräch bemerkt zu haben, zu Neu-Cölln am Wasser angelangt und standen in diesem Augenblick vor der Thüre des Glöcklin'schen Hauses. Eben wollten sie eintreten, als sich ihnen ein Anblick bot, welcher sie auf der Schwelle bannte. An den Pfeiler der Treppe gelehnt, stand Frau Grandidier schluchzend, das Gesicht mit einem Taschentuch verhüllt, und nicht weit von ihr Eduard und Bärbel Hand in Hand. Eduard trug die feldmäßige Uniform seines Regimentes und den Degen an seiner Seite. „Mutter," sagte er, „ich danke Dir, daß Du mir diese Zusammenkunft bewilligt, daß Du nicht nur Bärbel erlaubt hast, zu kommen, sondern daß Du selber mitgekommen bist und daß wir uns Alle noch einmal gesehen haben, hier in dem Hause ihres Vaters; nun aber solltest Du Dir und mir den Abschied nicht noch schwerer machen. Wir haben uns gesagt, was wir seit vielen Jahren uns nicht sagen durften; ich habe das Wort ‚Mutter' wieder ausgesprochen, Dein Segen begleitet mich und in Deinem Schutze laß ich Bärbel zurück."

„Und an Deinen Vater trägst Du mir keinen Gruß auf, ihm sagst Du kein Wort?" fragte die Mutter unter ihrem Schluchzen.

„Mutter!“ sagte der junge Mann. „Ob ich ihn geliebt habe, Du weißt es; ob ich mich vor ihm gebeugt, ob ich grausam zurückgestoßen, doch immer wiedergekommen bin — Dir brauch' ich es nicht in's Gedächtniß zurückzurufen, denn Du hast ebenso darunter gelitten, wie ich. Wenn das Gefühl jetzt in mir erstorben ist, so hat er es getödtet; er hat mich an jenem Abend aus dem Elternhaus verstoßen, und ein Ehrloser müßte ich sein, wenn ich wiederkommen wollte, bevor er selber mich heimruft. Indem er den Sohn in mir verleugnet, hat er mir auch gesagt, daß ich keinen Vater mehr habe.“

„Eduard!“ rief die Mutter und warf sich an seine Brust, „ich beschwöre Dich: er ist unglücklicher, als Du vielleicht glaubst, und ich weiß, daß er Dich noch immer liebt. Ein gutes Wort in dieser Stunde und das Unrecht von Jahren wäre gesühnt. Hast Du ihm wirklich nichts zu sagen, nichts?“

„Nichts!“ erwiederte Eduard, indem er sich aus der Umarmung der Mutter losmachte. „Und nun, mein Bärbel, mein holdes Lieb, leb' auch Du wohl — jetzt geht's zum Scheiden!“

Er umschlang sie zärtlich, drückte sie noch einmal fest an sich und wollte sich dann losmachen von dem geliebten Mädchen. Doch sie hielt ihn

fest und sah mit den verweinten Augen zu ihm empor.

„Eduard,“ sagte sie, „ich habe Dir etwas mitgeben wollen, — etwas, was mir sehr theuer ist, damit Du doch auch in der Ferne mein gedenken mögest . . .“

„Dein gedenken, liebes Mädchen? . . . Du wirst immer in meinen Gedanken sein — immer, immer! Kannst Du daran zweifeln?“

„Aber etwas soll Dich begleiten — etwas, von dem die Trennung mir schwer wird — o, so schwer wohl, wie nur von Dir selber — aber ich trenne mich davon um Deinetwillen und will es Dir geben. Denn dann weiß ich, daß das Liebste, was ich habe, bei Dir ist und mit Dir sein wird wie ein guter Engel . . .“

Sie hatte bei diesen Worten unter ihrem Busentuch ein kleines Etui hervorgeholt — von rothem Sammet, aber verblichen, alt, mit den Spuren der Zeit — und jetzt mit einer Thräne, die aus Bärbel's Augen herniedergerollt.

Eduard nahm das Kästchen aus ihren Händen, und ein seliges Erinnern kam herauf aus weiter Vergangenheit — und die Nachmittagssonne schien wieder durch ein kleines Fenster, und im goldenen

Strahle zitterten die Spinngewebe und das Grün der Wiesen schimmerte herein — und er öffnete den Deckel und das Bild lag darin . . .

„Das Bild Deiner Mutter!“ rief er, und er betrachtete mit tiefer Wehmuth das bleiche, liebliche Gesicht und küßte es wie das Antlitz einer Todten; dann küßte er das Antlitz seiner Braut und sagte: „Ja wohl, sie war mein guter Engel, wie sie der Deine war — sie führte mich zur Kunst, sie führte mich zu Dir — auch auf dem Wege, den ich jetzt gehe, wird sie mich führen —“

„Und zurückbringen!“ rief Bärbel leidenschaftlich, indem sie den Geliebten noch einmal umarmte. Dann barg er das Kästchen — dieses Pfand der Jugend und der Liebe — auf seinem Herzen und wandte sich von den beiden weinenden Frauen ab, der Thüre zu, durch welche eben sein Vater eingetreten war.

Als dieser seinen Sohn erblickte, war sein erstes Gefühl, daß dieses Zusammentreffen und in dieser Stunde nicht unbenützt vorübergehen dürfe. Jetzt sah er das Kästchen, und jetzt gedachte auch er der Zeit, wo er den Sohn von sich verstoßen, und er rief in seiner Angst zu Gott, daß er das Herz des Sohnes lenken möge, und gelobte, daß er

Alles, Alles thun wolle — wenn er nur dießmal zu ihm käme!

Doch er kam nicht. Er ging an ihm vorüber. Bärbel konnt' es nicht mit ansehen. Dem Geliebten nacheilend, rief sie: „Eduard! Eduard! Hier ist Dein Vater!“ . . . Sie ergriff Eduard's Hand; dieser wies sie schonungsvoll, aber bestimmt von sich. „Laß mich, Bärbel,“ sagte er, „laß mich. Mir ist wie Einem, der überwunden hat; warum rufst Du mich noch einmal zurück?“

„Bleib', Eduard,“ schluchzte sie und suchte nach der Hand des Vaters. Diese war kalt, wie damals in der Nacht, als sie den Sohn zum letzten Male von sich gewiesen. „O Vater!“ flehte sie, „lieber Herr Grandidier — hier steht Ihr Sohn — nur die Hand, nur die Hand!“ . . .

Aber die Hand regte sich nicht; sie sank wie leblos nieder. „Ich kann nicht, ich kann nicht,“ kam es wie Stöhnen aus der Brust des gequälten Mannes und nun ging Eduard wirklich.

Die beiden Frauen stiegen die Treppe hinan; Herr Grandidier aber sank mit dem Haupt auf den Pfosten des Geländers, an welchem er bei seinem Eintreten in das Haus Eduard hatte stehen sehen.

„Fasse Dich, Grandidier, fasse Dich,“ sagte

Glöcklin, welcher bei dem Anblick des leidenden Freundes für einen Moment des eigenen Leides vergaß. „Du kannst ihn noch erreichen, wenn Du willst — er ist noch in Berlin . . .“

Herr Grandidier, als er sich wieder aufrichtete, verrieth durch kein äußeres Zeichen mehr, was in seinem Innern vorgehe.

„Komm’,“ sagte er, „laß uns zu den Anderen gehen.“

Als er hinauf kam, bemerkte er, oder glaubte er zu bemerken, wie Bärbel vor ihm zurückschreckte.

Die dumpfe Schwüle des Tages war in dem Zimmer.

„Und wo ist Helene, wo ist George?“ fragte Frau Grandidier, indem sie durch die offene Thür in’s anstoßende Zimmer blickte.

„Um Gottes willen, ja,“ rief Bärbel, die jetzt erst die Beiden zu vermissen anfing, „wo mögen sie sein?“

„Der Brief wird Auskunft geben,“ sagte Glöcklin, „ich bitte Dich, Grandidier, zu sehen, was er enthält.“

Herr Grandidier erbrach den Brief und blickte hinein. „Er ist an euch Beide, Glöcklin und Bärbel, gerichtet,“ sagte er und begann dann zu lesen:

„Lebet wohl und verzeiht mir! Ich konnte

nicht anders. Wenn der Mann noch lebt, dessen Bild Eduard Grandidier aus der Wüste mitgebracht, so werde ich ihn wiederfinden, und wenn er nicht mehr lebt, was soll mir das Leben? Dem Vaterlande, welches ich bis zum letzten Athemzuge lieben werde, vermache ich den Sohn, und mit diesem die Pflicht, das Andenken seines Vaters wiederherzustellen.

„Beklagt mich nicht, denn ich bin glücklich. Ich bin frei und habe zum ersten Mal wieder mein Schicksal in meiner Hand. Forscht mir aber auch nicht nach; die Spur meines Weges hat sich schon verloren, sobald ihr diese Zeilen leset. Theurer Vater, geliebte Schwester! Ihr habt viel um mich gelitten und viele Nachsicht mit mir gehabt, und ich weiß wohl, daß dieser Schritt uns für immer scheidet. Aber dem unabänderlichen Entschluß gegenüber kommt in mein Herz eine Ruhe, wie ich sie seit Jahren nicht mehr empfunden. Ich fühle, daß ich meine Pflicht thue und daß ich sie thun muß gegen euren Willen. Du, mein theurer Vater, bist Bürger des Landes geworden, welches jetzt in Waffen steht gegen Frankreich; Du, geliebte Schwester, hast Dein Herz einem Manne geschenkt, welcher mit den Preußen gegen mein Vaterland zieht! Ich

will euch nicht zürnen; aber ihr seht wohl, daß jetzt etwas zwischen uns steht, was Wiedervereinigung unmöglich macht. Ich gehe ohne Groll, denn in dieser ernsten Stunde, der letzten, die der Liebe gehört, soll auch allein die Liebe sprechen. Gebe der Himmel, daß wir uns niemals wieder begegnen; denn dann würde der Vater keine Tochter und die Schwester keine Schwester mehr finden. Ich zerdrücke die Thräne in meinem Auge, ich presse gewaltsam mein heftig klopfendes Herz. Lebet wohl, lebet wohl! und jetzt ist es vollbracht. Nicht länger vernehm' ich jenen trüben, schweren Flügelschlag wie von etwas Nächtigem, Schauerlichem, das so lange um mein Haupt gerauscht. Ich blicke wieder klar in die Welt, ich habe wieder das volle Bewußtsein meiner Kraft und meines Willens, und zum ersten Male darf ich aus voller Seele rufen: Es lebe Frankreich!"

Eine tiefe Stille folgte diesen Worten; es war so still, daß man das leiseste Geräusch, das Knistern des Papiers hören konnte, indem Herr Grandidier den Brief auf den Tisch legte. Auch draußen war es unheimlich stille geworden, die dunklen Wolken ballten sich zu Haufen und nur ein ganz fernes Rollen verkündete die Nähe des Gewitters. Plötz=

lich schrie Bärbel auf: „Der Vogel! der Vogel!“ und ehe noch Jemand von den Anwesenden ahnte, was sie damit hatte sagen wollen, war sie schon aufgesprungen. „Ich höre den Vogel nicht,“ sagte sie, „und er hat doch sonst immer so lustig geschmettert.“ Sie that ein paar Schritte nach dem anderen Zimmer, wo der Vogel auf einem Tischchen, von Blumen umgeben, seine Stelle hatte. „Ich mag nicht allein gehen, mir ist so bang zu Muthe,“ sagte sie. Frau Grandidier ging mit ihr. Der Geruch von welkenden Blumen war im Zimmer; es war Verwesungsgeruch.

Als sich die beiden Frauen dem Käfig näherten, da sahen sie, daß der kleine Wasserbehälter trocken und das Futternäpfchen leer war. Traurig auf dem Grunde des Käfigs im Sande, zusammengekauert, saß der Vogel. „Er lebt, er lebt!“ rief Bärbel, und der Vogel, als er die Stimme des Mädchens hörte, schlug noch einmal die kleinen Augen auf, welche schon halb geschlossen waren. Bärbel, von diesem Blicke getäuscht, öffnete das Gitterchen des Käfigs und streckte die Hand nach ihrem Liebling aus, welcher diese kleine, zarte Hand so gut kannte. Doch er gab ihr kein Zeichen der Liebe mehr; noch bevor sie ihn berührt, sank er um und streckte die

kleinen Beine von sich. Er war todt. Es war der letzte, schmerzerfüllte Abschiedsblick gewesen, welchen er Bärbel gegeben. Er war das erste Opfer, welches der Krieg von ihr gefordert, und jetzt erst brach die Thränenflut sich Bahn, welche sie bei dem Abschied von Eduard so standhaft zurückgehalten. Jetzt aber auch entlud sich draußen das Gewitter, welches den Tag über gedroht, und der Regen rauschte hernieder.

Am späten Abend, als eine balsamische Kühle durch die Straßen wehte und aus dem Thiergarten ein wundersamer Duft von Grün und Rosen und Jasmin kam, stand am brandenburger Thor ein einzelner Mann, nicht weit von der Verbindungsbahn, die damals noch hier vorüberführte. Wagen nach Wagen rollte dahin und verlor sich im Dunkel. Es waren die Militärzüge, welche einander unaufhörlich, in kurzen Zwischenräumen, folgten.

Wohl stundenlang, ohne sich vom Platze zu bewegen, stand der Mann, bis, weit nach Mitternacht, der letzte Zug vorüber war. Nun entfernte er sich. Es war Herr Grandidier und in einem dieser Wagen war Eduard zum Sammelplatz seines Regimentes gefahren. —

Viertes Buch.

Erstes Kapitel.

Der alte Grandidier erwacht.

Die Stille der Landschaft, welche die Grandidiers in ihrer Villa bald wieder umgab, kontrastirte furchtbar mit der tiefen Erregung ihrer Bewohner. Der Wald grünte weiter, die Blumen im Garten blühten und das Wasser floß daran vorüber, während draußen, im Elsaß und in Lothringen, die großen Schlachten des August geschlagen und gewonnen wurden. In Berlin war Viktoria geschossen worden und aus Paris klang schon der Ruf der Verzweiflung. Das Kaiserreich stürzte zusammen und der Kaiser ward gefangen. Wer kann dieser Tage der höchsten nationalen Begeisterung sich erinnern, ohne noch einmal im Innersten warm zu werden?

Was nachher geschah, das geschah vielmehr im Gefühle der unerbittlichen Pflicht; aber bis hieher hatte der Genius der Nation sie, gleichsam im Jugendglanze strahlend, in aller Schönheit des Heldenthums und vor den Augen der bewundernden Welt von Sieg zu Sieg und von Herrlichkeit zu Herrlichkeit geführt.

Aber wenig von diesen Empfindungen war in den Herzen Derer, welche das Haus am Wasser umschloß. Das Landwehrregiment, bei welchem Eduard stand, anfänglich zur Küstenvertheidigung bestimmt und aus allen Theilen der Monarchie seit Ende Juli versammelt, hatte gegen die Mitte des August plötzlich Befehl zum Weitermarsch nach dem Rhein erhalten, der bei Rastatt überschritten ward. Viele von den Männern, welche den Rhein nie zuvor gesehen, weinten vor Freude, als sie den Strom erblickten und Alle jauchzten ihm zu. Durch Bischweiler und Hagenau ziehend, erreichten sie am 24. August das Ziel, die Belagerungsarmee vor Straßburg, zu deren Verstärkung sie gesandt waren; und die traurige Arbeit des Krieges begann auch für sie.

Immer, wenn nun Friedrich Anton Thielemann, der Briefträger des ländlichen Distriktes,

nach Grandidier's Villa kam, ward er von drei Frauen schon an der Thüre erwartet; denn auch Friederikens junger Ehemann war ja draußen, und es war ein Trost, zu wissen, daß er bei demselben Regiment und in demselben Bataillon stand wie Eduard. Nicht immer brachte Thielemann Briefe, aber immer, an jedem Tage, nahm er Briefe mit für die Beiden im Felde, und mindestens einmal in jeder Woche Sendungen gewichtiger Art, welche nach Ansicht der Frauen Alles enthielten, was eines Mannes Herz erfreuen mag, und um so mehr, wenn der Mann weiß, wie viel Liebe mit jeder solchen Sendung kommt. Die Monotonie des Krieges, wenn er einmal in seinem unerbittlichen Ernst begonnen hat, übt einen betäubenden, wenn nicht beruhigenden Einfluß auf die Seele. Wie der Soldat in der Schlacht, verliert auch der Daheimbleibende den Schrecken vor der unmittelbaren Gefahr. Wer jenes eigenthümliche Schwirren der Kugel hört, dem ist sie schon vorüber. Der unaufhörliche Wechsel des Lagerlebens und der Enthusiasmus fehlen freilich in der Einsamkeit des Hauses; aber wie Tag nach Tag dahingeht, gewöhnt man sich an einen Zustand der Unsicherheit, welcher die Furcht nicht weniger abstumpft als die Hoffnung.

Manch' ein Feldpostbrief war gekommen, bald von dem Offizier und bald von dem Gemeinen, und alle waren gemeinschaftlich gelesen worden, mit kleinen Vorbehalten versteht sich, entweder von Seiten Bärbel's oder von Seiten Friederikens. Ein gemeinsames Schicksal bringt die Menschen einander näher; sie fühlen alsdann in ihrer natürlichen Reinheit, wie sie gefühlt haben mögen in Zeiten, da noch kein künstlicher Unterschied bestand. Uebrigens begünstigte der familienhafte Zug, welcher im Grandidier'schen Hause stets geherrscht hatte, dieses Verhältniß, und Friederike war nicht die Person, welche dasselbe jemals mißbrauchte, selbst jetzt nicht, wo sie doch als die Gemahlin eines Mannes von der Landwehr etwas vorstellte, und von Schnellpfeffer sogar, wenn er in guter Laune war, „unser Madamken" genannt ward. Sie hatte nur das Gefühl unbegrenzter Anhänglichkeit für ihre Herrschaft und unbegrenzten Vertrauens zu Frau Grandidier, der sie jedesmal, wenn sie einen Brief bekam, denselben zuerst brachte. Karl beschrieb die Schlachten so schön und er mengte in seine Beschreibung so viele Fremdwörter ein, die sich natürlich alle auf den Krieg bezogen, daß Friederike ganz verwirrt ward und meistens auch kein Wort

davon verstand, bis das Fräulein ihr die Sache klar gemacht hatte.

Der heutige Brief enthielt die Schilderung der nächtlichen Arbeiten der Belagerer, das Auswerfen der Laufgräben, wie die Mannschaften sich hinter Sandsäcken verbargen, wie sie sich plötzlich auf den Boden werfen mußten, wenn vom Wachtposten der Ruf „Bombe" herüberklinge, und wie schauerlich es sei, Straßburg brennen zu sehen. So nahe seien sie der Stadt in solchen Nächten gekommen, daß er ganz deutlich vernommen habe, wie die französischen Offiziere kommandirt, wie die Trompeter die Signale gegeben, wie die Spritzen herbeigerasselt seien. In einer Nacht, als der Wind so gestanden, und zwischen dem Krachen und Platzen der Bomben, als der ganze Himmel in Glut gewesen, von den Feuerkugeln oben und den Feuersbrünsten unten, da habe er auch einen Tumult von vielen Menschen gehört, wie ein fernes, grausiges Jammergeschrei, und es sei ihm gewesen, als ob ein schmerzliches Wimmern von Kindern sich damit vermischt. Es habe ihm das Herz fast abgestoßen, bis er beim Fortrücken der Arbeit an eine andere Stelle der Parallele gekommen, wo plötzlich alle Menschenstimmen verstummt wären und nur noch

die der Mörser und Kanonen gesprochen hätten; aber er werde niemals vergessen, was er in jenen Stunden gehört, und es sei schrecklicher als eine wirkliche Schlacht.

Thränen hatten während des Lesens Bärbel's Augen gefeuchtet. Hier hatte der Schreiber einen Absatz gemacht und das Mädchen ließ das Blatt in ihren Schooß sinken.

„O Straßburg, mein Straßburg!" jammerte sie, „warum hat es grad' über dich so kommen gemußt! Was war dein Verbrechen? Und was ist meine Schuld, daß auch Der, den ich liebe, seine Hand hergibt, um dich so Grauses leiden zu lassen? Ach, Mutter," sagte sie, indem sie ganz verweint Frau Grandidier ansah, „zuweilen ist mir, als ob ich diese Hand niemals wieder in die meine nehmen könnte!"

Frau Grandidier suchte sie zu beruhigen. Aber immer wieder begannen Bärbel's Zweifel und Schmerzen auf's Neue. Sie litt Unsägliches. Von dem Tage an, wo Straßburg durch das deutsche Heer eingeschlossen worden, war sie mit ihren Gedanken immer dort; sie kannte jeden Wald, jedes Dorf um Straßburg und in jedem Dorfe fast jedes Haus, und alle diese Namen, die jetzt beständig genannt wurden, so voll von Er-

innerungen an sommerlichen Frieden und sonnige Kinderspiele, hatten jetzt etwas bitter Feindliches für sie. Oft in der Nacht fuhr sie empor in ihrem Bette. „Du schläfst,“ sagte sie dann zu sich selber, „und dort ist der Himmel roth von Brand und die Nacht ist erfüllt von Schrecken, und die Menschen, eingeschlossen in ihren Häusern, müssen es hören und können nicht schlafen — keine Nacht — keine Nacht. Sie können nicht schlafen!“ Sie rief sich jeden einzelnen Menschen in Straßburg, den sie kannte, jeden Platz und jedes Gäßchen in's Gedächtniß zurück, und verweilte zuletzt bei dem Giebelhause mit den vielen Erkern, in welchem sie geboren worden war und ihre Kindheit verlebt hatte. Dann schnitt es ihr plötzlich durch's Herz, sie dachte wieder an den Kanarienvogel, den sie von dort mitgenommen hatte, und an die Schwester und den kleinen George — und sie verbarg ihr Haupt in das Kissen, bis es ganz naß geworden war, und sie endlich, wenn der Tag schon graute, noch einmal in Schlummer sank.

„Ach,“ sagte sie, indem sie das Blatt von ihrem Schooße wieder aufnahm, „ich wollte, ich wäre dort! Hier werd' ich doch mein Lebtag nimmer froh werden!“

„Kind,“ sagte die Mutter, „verrede Dir die Zukunft nicht; es ist Dir viel Schmerzliches, aber auch viel Gutes beschieden worden. Bitte Gott, daß er es Dir erhalten möge, dann wollen wir nicht klagen.“

Friederike hatte sich bescheiden im Hintergrunde gehalten, trat jetzt aber wieder näher, da Bärbel weiter zu lesen begann.

„Was ich jetzt schreibe,“ hieß es in dem Briefe Karl's, „ist um vierundzwanzig Stunden später geschrieben, als das Vorangehende. Wir haben wieder eine gräßliche Nacht verbracht und ich bin noch immer nicht ganz zu mir selbst gekommen. Liebe Friederike, zittere nicht, es ist ja nicht meinetwegen, denn Du siehst, daß ich noch lebe und Gott sei Dank auch so weit noch ganz gesund bin. Aber wir haben viel brave Leute verloren, auch einen Oberstlieutenant und einen Hauptmann. Die Sache trug sich nämlich so zu: Wir waren in der Nacht zum Graben kommandirt und befanden uns auf einem Kirchhof, ganz dicht bei der Stadt. Die Todtenkreuze standen rings um uns herum, und die welken Todtenkränze, welche noch daran hingen, raschelten im Winde. So stille war es, daß man es genau hören konnte, denn der Feind mußte uns an dieser

Stelle wohl nicht vermuthen. Wir waren darum auch ganz sicher, thaten stillschweigend unsere Arbeit, und dachten, Jeder für sich, nun wird es ja bald Morgen werden und dann geht es in's Quartier. Aber der Mensch denkt und Gott lenkt; und wie es im Liede heißt, kaum gedacht, kaum gedacht, ist der Lust ein End' gemacht. Auf einmal geht ein Krachen von den Festungswällen los, als ob Alles auseinander bersten solle; wie feurige Schlangen zischt es kreuz und quer durch die Dunkelheit, und von allen Wällen und aus allen Mauern, so weit wir sehen und hören können, beginnt unter Blitz und Donner die feindliche Kanonade. Zugleich thut sich ein Pförtlein in der Mauer auf, über die niederrasselnde Zugbrücke fort stürzt sich ein dichter Haufe in allen möglichen Uniformen und aus allen Waffengattungen zusammengesetzt. Sogar Reitersleute waren dabei. Unter dem Rufe: ‚Es lebe Frankreich!' geben sie Feuer, Todte und Verwundete fallen zwischen den Gräbern nieder, und überrumpelt von dem unvermutheten Ausfall weichen unsere Leute zurück. Aber glaube nicht, daß wir dem preußischen Namen solche Schande gemacht, um nicht auf das erste Wort unserer Offiziere zu stehen. Sie führen uns wieder zurück und nun werden wir handgemein

mit dem Feinde. Der Tag begann zu grauen, und jetzt, nicht weit von mir, sehe ich unseren Lieutenant, wie er, seinen Degen schwingend, unsere Kompagnie an den langsam weichenden Feind heranbringt. Plötzlich, so einem wilden Afrikaner gegenüber, einem Zuaven oder einem Turko, ich konnte es in der Dämmerung nicht genau unterscheiden, bleibt er stehen wie angewurzelt, und anstatt dem braunen Kerl den Schädel zu spalten, nehme ich deutlich wahr, wie er mit demselben ein paar Worte wechselt und wie Jenem in dem sonnverbrannten Gesicht die schwarzen Augen funkeln. Wenn die Katze nur nicht zum Sprunge ausholt, denke ich in meinem Sinn; denn diese Leute sind falsch. Und auch einer von den Unseren muß so denken; denn er will eben das Gewehr heben, um den Mann unschädlich zu machen. Aber unser Lieutenant bemerkt es und rettet dem Afrikaner das Leben, indem er ihn rasch zur Seite stößt. Seine Gutthat sollte ihm schlecht belohnt werden, und Du, liebe Friederike, mußt unserer Herrschaft und dem Fräulein gelinde beibringen, was nun folgt."

Mit fliegendem Athem hatte Bärbel bis hieher gelesen; sie konnte nicht weiter.

Frau Grandidier zeigte sich gefaßter. „Ich

habe täglich für ihn gebetet und sein Leben Gott befohlen. Was Gott thut, das ist wohlgethan. Fahre fort."

Bärbel war leichenblaß geworden und rang nach Luft. Die Worte schwammen ihr vor den Augen, als sie las: „Unser Lieutenant hatte sich in seinem edelmüthigen Beginnen zu weit fortreißen lassen; er war mitten in die feindliche Schaar gerathen, die ihn ganz umringte und von uns abschnitt; aber eine preußische Kompagnie verläßt ihren Lieutenant nicht. ‚Mir nach, Jungens!' ruf' ich, und eben hatten wir ihn erreicht, als er, unter verzweifelter Gegenwehr nach allen Seiten, vor unseren Augen zusammenstürzt. Der Säbelhieb eines Schurken von französischem Chevauxleger hatte ihm den Arm abgehauen."

„So lebt er noch!" sagte die Mutter mit erleichtertem Herzen, indem sie die Hände zum Himmel hoch emporhob, „Gott, ich danke dir!"

Aber mit wildem Aufschrei warf sich Bärbel vor ihr nieder, indem sie um den Geliebten jammerte und sich selbst anklagte. „Ich habe gesagt," rief sie, „daß ich diese Hand nie wieder in die meine nehmen könne, weil sie roth sei von dem Blute meiner Landsleute. Weh' mir! nun ist sie vom

eigenen Blute überströmt.“ Und schaudernd, zitternd am ganzen Leibe, bedeckte sie das Gesicht mit den Händen.

Herr Grandidier hatte den Schrei Bärbel's in seinem Zimmer vernommen, und sein Herz sagte ihm, was er bedeute. Mit fester Haltung trat er zu den Frauen herein. „Ich bin auf Alles gefaßt,“ sprach er, als er Bärbel noch immer auf dem Boden liegen sah.

Aber Frau Grandidier erhob sich, und indem sie ihm die Hand entgegenstreckte, sagte sie: „Eduard lebt!“ Alsdann reichte sie ihm den Brief, welchen er aufmerksam bis zu der Stelle las, bei welcher Bärbel von Schmerz übermannt worden war. „Ich bitte Dich,“ sagte Frau Grandidier, „mach' uns mit dem, was noch übrig ist, bekannt,“ und Herr Grandidier fuhr fort:

„Wir haben unseren Lieutenant glänzend gerächt; nicht zehn Minuten mehr und der Haufen war bis unter die Festungsmauer zurückgeschlagen worden und verschwand hinter der Pforte, die sich alsbald hinter ihnen schloß. Ein Mann von unserer Kompagnie und ich trugen unseren Lieutenant, der sich in bewußtlosem Zustande befand, bis zur nächsten Ambulanz, wo er den ersten Verband erhielt. Ich

habe, so lange es der Dienst erlaubte, bei ihm gewacht; er lag im Wundfieber und phantasirte viel. Einmal oder zweimal nannte er einen ausländischen Namen, was ja wohl so viel als afrikanisch gewesen sein soll, weßwegen ich nicht sagen kann, was er bedeutet. Seit heute Morgen ist er weiter rückwärts nach einem Dorfe bei Wendenheim transportirt worden, welches ganz außerhalb der Schußlinie der Festung liegt, und dort wird er denn wohl mit Gottes Hülfe wieder gesunden, wenn es auch vorläufig noch schlecht genug mit ihm bestellt sein mag. Ob er den Arm behalten wird, das wissen die Doktoren nicht."

Herr Grandidier gab Friederike den Brief wieder und sagte: „Dein Mann hat brav gehandelt, und wenn Du ihm schreibst, sag' ihm, daß wir es ihm nicht vergessen würden."

Hierauf, während das Mädchen ging, mit dem Schürzenzipfel die Augen wischend, beugte sich Herr Grandidier zu Bärbel nieder. Diese jedoch schauderte vor ihm zurück wie damals, an dem Tage, wo Eduard Abschied genommen und wo sie vergeblich versucht hatte, die Hand des Vaters in die des Sohnes zu legen. „Jetzt ist es zu spät," sagte sie, indem sie das Haupt von ihm abwandte.

„Nein," rief Herr Grandidier, „nein! Es ist nicht zu spät. Es ist etwas in mir erwacht, was mir sagt, daß es noch nicht zu spät sei."

„Dein Herz!" sagte Frau Grandidier, indem sie den Gatten mit einem schmerzlichen Lächeln ansah.

Dieser neigte sich abermals zu Bärbel. „Sieh' mich an, Mädchen," sprach er. „Zuerst muß ich eins sein mit Dir, bevor ich wieder eins werden kann mit . . . Eduard."

Es war das erste Mal, daß sie den Namen des Geliebten aus diesem Munde gehört hatte. Sie ward davon wie neubelebt, sprang vom Boden auf, und mit beiden Armen, glücklich in all' ihrem Leid, umschlang sie den Vater Eduard's.

„Bärbel," sagte er etwas leiser, aber mit derselben Bestimmtheit, „ich weiß, daß Eduard Dir ein Bild geschenkt hat. Du brauchst jetzt Dein Geheimniß nicht länger zu verbergen. Ich bitte Dich, laß mich das Bild sehen."

Bärbel traute ihren Ohren nicht. Mit einem Blicke, halb freudestrahlend, halb noch von Thränen verschleiert, schaute sie zur Mutter hinüber. Dann nahm sie Herrn Grandidier's Hand und führte ihn die Treppe hinauf in ihr Zimmerchen. „Da ist

es," sagte sie, indem sie den Vorhang zurückschlug. Unbemerkt von den Beiden war Frau Grandidier ihnen gefolgt und blieb unter der offenen Thüre stehen.

Indem Herr Grandidier das Bild betrachtete, war ihm, als ob sein Sohn ihm wiedergegeben werde; nicht der Sohn, mit dem er einen langen, unwürdigen Kampf geführt, sondern ein anderer, der heldenhaft und schön vor ihm stand als Sieger! Das bittere Gefühl, besiegt worden zu sein, an welchem er so lange getragen, ward nun gemildert durch das Bewußtsein, sich selbst besiegt zu haben; und immer wieder, in diesem Widerstreit der Empfindungen, erhob er den Blick gen Himmel, dankte für die Gewißheit, daß es dennoch nicht zu spät sei! — Aus den Farben dieses Bildes, diesem Himmel, dieser Sonne, den braunen Augen dieses Mädchens sprach ihn etwas an wie Versöhnung, und das weiße Tuch, welches sie dem Ufer entgegenflattern ließ, erfüllte auch ihn mit neuer Hoffnung. Damals, als Glöcklin die Schmerzensnachricht empfing, hatte er gewünscht, weinen zu können wie er; jetzt kam ihm keine Thräne und er bedurfte derselben nicht länger. Er fühlte sich einig mit sich selber, kein innerer Zwiespalt lähmte mehr die

angeborene Thatkraft. Er hatte viel wieder gut zu machen; aber er empfand es als eine Gnade und Erlösung, daß nach allen Qualen, die er durchlebt, dieser Augenblick gekommen. Er war wieder frei, er war wieder der alte Grandidier. Alle diese Wandlungen spiegelten sich in seinem Gesichte; seine Wangen färbten sich, sein Auge glänzte. „Mutter," sprach er, indem er sich umwandte und seine Frau erblickte, „ich gehe zur Armee nach dem Elsaß!" Plötzlich fiel ihm ein Gedanke schwer auf's Herz. Er dachte an etwas, woran bisher von ihnen Allen noch Niemand gedacht hatte.

„Was ist Dir, Grandidier?" fragte die Frau, die ihn mitten in seiner Lebhaftigkeit erbleichen sah.

Er machte eine abwehrende Bewegung mit der Hand, welche Frau Grandidier verstand. Es war die Handbewegung, gegen welche kein Widerspruch aufkam, sie gehörte auch zum alten Grandidier, wie er in seiner guten Zeit gewesen war. Aber er trat noch einmal vor das Bild und sah es mit größerer Bewegung an als zuvor. Er schloß beide Hände fest zusammen, als ob er den Gedanken, den er nicht mehr los werden konnte, mit Gewalt in sich zurückdrängen wolle. „Ich will mich nicht

versündigen," rief er; „wenn Gott ihn am Leben erhalten hat, was kann ich mehr verlangen?" Dann schlug er sorgfältig die Gardine vor dem Bilde zusammen, wie vor etwas, das ihm sehr theuer sei und was er auf jede Weise vor irgend einer rauhen Berührung behüten wolle. „Ich fahre zunächst nach Berlin hinein, um zu sehen, wie ich am besten von da in's Elsaß hinunterkommen kann. Ich habe meinen Plan schon fertig." Daran erkannte man ihn auch wieder. Der alte Grandidier hatte seine Pläne immer fertig, und er war auch der Mann, sie auszuführen.

Nicht lange, so rollte sein offenes Wägelchen dahin. Er war seit jener Nacht am brandenburger Thor nicht mehr in Berlin gewesen. Er hatte geglaubt, in seiner Einsamkeit gesunden zu können, aber der heutige Morgen hatte ihn sich selbst wiedergegeben. Er grübelte nicht mehr, er hatte wieder ein Ziel vor Augen und er schritt tapfer darauf los. Er sah nicht rechts, nicht links, ihn verlangte nach seinem Sohne. Die Liebe zu demselben, welche er jahrelang niedergekämpft, erfüllte seine ganze Seele und die Bewunderung kam hinzu. Nicht den ausgezeichneten Künstler, nicht einmal den wackeren Soldaten bewunderte er in ihm so sehr,

als den unbeugsamen und fest auf seiner Bahn beharrenden Mann, der sich von dem, was er für recht erkannt, nicht mehr hatte abbringen lassen. „Er ist mein Sohn!“ sagte er einmal über das andere für sich selber, während die Pferde munter dahin trabten.

Kaum hatte der Wagen vor seinem Hause gehalten, so eilte er rasch, als ob er durch Zögern etwas zu versäumen fürchte, die Treppe hinauf, über den Gang, an der alten Uhr vorbei, in das Zimmer, aus welchem er damals geflohen war. Auch heute war Alles dunkel und einsam, aber Herr Grandidier kümmerte sich nicht mehr darum; sondern beherzt schritt er auf den Schrank zu, griff in die Ecke und — „Gott sei Dank!“ rief er, „da steht er noch,“ indem er den alten Stock, den mit dem goldenen Knopfe, herausholte. „Komm'!“ redete er ihn an, indem er ihn auf den Boden stieß, wie wenn er prüfen wolle, ob er noch fest auf seinem Fuße stehe — „komm', jetzt gehören wir wieder zusammen und jetzt sollst du mich begleiten.“

Zweites Kapitel.

Herr Grandidier versöhnt sich mit dem Oberst und dieser dankt ab.

Wie ganz anders sah Berlin im September 1870 aus, als es in den bewegten Juliwochen ausgesehen hatte! Es war still geworden in Berlin. Herr Grandidier sah viele Frauen in Schwarz, mehr als jemals zuvor in seinem Leben; er sah die ersten Verwundeten, er sah die ersten Kriegsgefangenen. Er sah auf den Dächern der Häuser hohe Stangen, die jetzt kahl in den Himmel ragten; aber wie oft in den letzten sechs Wochen hatten die Fahnen des Sieges daran gerauscht! Herr Grandidier indeß schritt rasch seines Weges dahin, Straße nach Straße, bis er vor dem kleinen Hause in der Krausenstraße der Kirche gegenüber stand. Da machte er Halt.

Das Haus hatte sich für Jemanden, der es früher gekannt, auffallend verändert. Es sah viel freundlicher aus. Irgend ein ehemaliger Besucher würde auch umsonst die verrostete Klingel gesucht haben; sie hatte sich in einen blanken Metallknopf verwandelt. Doch bevor Herr Grandidier diesen entdeckt oder sich desselben bedient hatte, ließ sich von oben eine Stimme vernehmen, welche sich nicht verändert, was sonst auch mit dem Hause vorgegangen sein mochte.

„Wer da?" rief es mit dem Ton einer Feldwache herab, und als Herr Grandidier hinaufblickte, sah er den Obersten, wie er hemdärmelig im Fenster lag und sich von der warmen Septembersonne bescheinen ließ. Er hatte die Spitze einer langen Pfeife im Mund und blies die Rauchwolken vor sich hin. Aber trotz dieser friedlichen und friedeverheißenden Beschäftigung blieb die Stimme des Obersten dieselbe, als er fortfuhr: „Wir befinden uns im Kriege und bevor Sie eintreten, muß ich wissen, wie Sie kommen, ob als Freund oder als Feind."

„Als Freund," erwiederte Herr Grandidier, „und ich hoffe, als solcher darf ich hier eintreten."

Der Oberst selbst öffnete ihm die Thüre. „Ich

bin es nicht, der jemals seine alten Freunde verleugnet hat; und selbst Diejenigen, die mich verleugnet, sollen mir willkommen sein, wenn sie sich eines Bessern besonnen haben." Mit diesen Worten reichte er Herrn Grandidier die Hand und führte ihn alsdann die hölzerne Treppe hinan, die noch so schmal, wie sie immer gewesen, aber mit einem anständigen Teppich bedeckt war.

„Haben Sie Dank," sagte Herr Grandidier gerührt, „daß Sie mich so gut aufgenommen. Ich hatte kein Recht, in Ihnen noch einen Freund zu erwarten!"

„Mein lieber Herr Grandidier," versetzte der Oberst, „Sie haben nur einen einzigen Feind gehabt, und der waren Sie selber; wenn Sie mit dem fertig geworden sind, so wird sich das Uebrige schon finden."

„In der That, ich habe diesen Weg zu Ihnen als den ersten Schritt auf dem Wege zu meinem Sohne betrachtet . . ."

„Ich weiß," unterbrach ihn der Oberst, „Eduard ist verwundet worden. Wenn es diese Nachricht war, die Sie zu mir geführt hat, so darf ich Sie wohl beglückwünschen, denn seine Verwundung ist nicht lebensgefährlich."

„Gott sei Dank, nein," erwiederte Herr Grandidier; „aber doch ängstigt mich eine Vorstellung."

„Und was denn weiter? Man kann auch mit einem gelähmten Arme glücklich leben, ein hübsches Weib freien, gute Kinder erziehen und noch obendrein stolz sein, dem Vaterlande ein Opfer gebracht zu haben."

„So wissen auch Sie nicht mehr?"

„Nicht mehr, als was die Zeitung darüber gebracht hat." Er reichte Herrn Grandidier das Blatt, in welchem der nächtliche Kampf auf dem St. Helenenkirchhof vor Straßburg geschildert, die Todten genannt und unter den Verwundeten Eduard Grandidier rühmlich hervorgehoben worden war.

Der Vater schwieg. Dann, nach einer Pause begann er: „Ich möchte zu meinem Sohn und bin gekommen, Sie um Rath zu fragen. Sie sind schon mehrfach auf dem Kriegsschauplatz gewesen und können mir vielleicht sagen, wie ich am schnellsten dorthin gelange."

„Bravo!" rief der Oberst, „das nenn' ich eine Fügung. Der berliner Hülfsverein sendet einen Transport an die Belagerungstruppen vor Straßburg, bei welchen ja so manches berliner Kind steht. Ihre beiden Herren Schwiegersöhne haben sich

ganz besonders verdient gemacht um das Zustandekommen dieser Sendung. Der Eine, der Herr Kanzleirath, ist in Erfrischungsmitteln und warmen Kleidungsstücken ganz aufgegangen, er lebt nur noch in den Magazinen; und Ihr anderer Schwiegersohn, Herr Süchier, hat uns eine ganze Last wollener Decken seines eigenen Fabrikats zur Verfügung gestellt, und ich zweifle nicht, daß aus diesen Gründen der Vorstand des Vereins gern bereit sein wird, Ihnen die Mitfahrt zu bewilligen. Machen Sie sich darum nur reisefertig, in wenigen Tagen wird der Zug von hier abgehen und wenn Sie wollen, so thun wir gleich die einleitenden Schritte."

„Ich nehme, was Sie mir bieten, dankbar an, obwohl ich mir sagen muß, daß ich es nicht um Sie verdient habe . . ."

„Stille doch, stille davon," fiel ihm der Oberst in die Rede. „Lassen Sie das Vergangene vergangen, vergessen und begraben sein. Nichts mehr steht zwischen heut und jenem Nachmittage, wo Sie mich so freundlich und vertrauensvoll empfingen. Sie sind wieder der alte Grandidier."

„Und Sie wieder der alte Oberst," sagte Herr Grandidier, in welchem plötzlich das Bild jenes

Nachmittages aufdämmerte: der Oberst, der Major, der Lieutenant und der Korporal.

Der Oberst aber sagte: „Nein! Mit meinen militärischen Ehren hat es nun ein Ende. Der Haushalt ist aufgelöst. Mein Bursch ist zum Train einberufen worden, mein Pferd zieht den Marketenderkarren, mit welchem die Brandt'schen Eheleute der Armee folgen, mein Hündlein ist mir — ich weiß nicht mit welchem Schelme — davongelaufen und ich, Herr Grandidier, ich bin wieder ein Mensch wie jeder andere." Er sagte das mit einem leisen Anfluge mehr von Wehmuth, als Ironie, wie wenn er dennoch die Tage bedaure, welche ihn in seiner Herrlichkeit gesehen hatten. „Aber," fuhr er fort, „ich bin nicht allein degradirt; ein Anderer, welchem es schwerer geworden, theilt mein Schicksal, und Furcht und Dankbarkeit sind die Gefühle, die hier abwechselnd über mich wachen."

„Ich habe Sie nicht vollkommen verstanden," sagte Herr Grandidier. „Sie müssen mich entschuldigen; ich habe so lange wie ein Einsiedler außerhalb der Welt gelebt."

„So, wissen Sie nicht, daß Sie sich hier unter dem Dache des Herrn Bestvater befinden?"

„Bestvater!“ wiederholte Herr Grandidier und die Erinnerung an die trübste Zeit seines Lebens ging wie ein Schatten an ihm vorüber.

„Wir haben ihn verheirathet,“ sagte der Referendarius a. D., welcher nun auch ein Oberst a. D. war. „Aber es hat Mühe gekostet,“ fügte er hinzu. „Denken Sie sich, daß er beim Ausbruch des Krieges gleichfalls mobil machte und um ein Kleines uns wirklich in aller Heimlichkeit und Stille ausgerückt wäre. Besser in den Krieg, mag er sich wohl gedacht haben, als in die Ehe. Aber ich habe ihn auf dem anhalter Bahnhof gerade noch zur rechten Zeit erwischt, als er eben in einen nach dem Kriegsschauplatz abgehenden Militärzug einsteigen wollte. Was er dort beabsichtigte, mag Gott wissen. Aber er hatte hohe Wasserstiefel an und machte ein sehr betrübtes Gesicht. Das Einzige, was ihm von seiner verunglückten Expedition verblieben, sind die hohen Wasserstiefel, die er unausgesetzt trägt, bei Regenwetter und Sonnenschein, in und außer dem Hause, bei Tag und ich glaube auch bei Nacht. Denn der Mensch muß etwas haben, woran sein Selbstgefühl sich halten kann; und er hat die hohen Stiefel.“

Die beiden Männer stiegen die Treppe hinunter, Herr Grandidier immer in einer Angst, daß der weiland Professor in den hohen Wasserstiefeln ihm begegnen könne. Doch die Gefahr ging glücklich vorüber und unbehindert kamen sie vor das Haus. Der kleine Laden, in welchem sonst der junge Meister Messing gehämmert und gesungen, war nun mit Hauben, Bändern und Blumen geschmückt; und darüber saß ein Schild mit der Inschrift in Goldbuchstaben: „Aurelia Bestvater, geb. Huncks, Putz- und Modewaarenhandlung“.

Nicht weit davon, näher an der Hausthüre, befand sich ein zweites Schild, bescheidener und kleiner, mit der Inschrift: „Wilhelm Bestvater, Mustermaler“.

„Das ist mein Werk!“ sagte mit einer Miene des Triumphes Fritz Scharf, welchen wir auf seinen ausdrücklichen Wunsch und Befehl künftig nie mehr den Obersten nennen werden. „Da sitzt er nun in seinen Wasserstiefeln, malt Muster und schneidet Modelle aus. Aurelia ist auf dem besten Wege, ihn zu einem nützlichen Mitgliede der menschlichen Gesellschaft zu machen. Die Hand Aureliens und mehr noch ihr Pantoffel ruht schwer auf ihm, wie geschrieben steht: ‚Ueber Edom strecke ich meinen

Schuh aus.' Der Schuh Aureliens aber hat ihn demüthig und klein und mager gemacht, so daß er ausrufet mit Hiob: ‚Herr, meine Gestalt ist dunkel worden!'"

„Ich bewundere Ihre Bibelfestigkeit und Ihren Humor," sagte Herr Grandidier.

„Ja, ja, diese beiden, der Humor und die Bibel, haben mir schon über manchen bösen Tag hinweggeholfen. Aber ich hoffe, gute Tage werden wiederkommen. Tage der Eintracht für mein Volk, Tage der Befriedigung und Aussöhnung für jeden Einzelnen, der sich in Unmuth oder Zweifel abgewandt hatte. Die Begeisterung, welche jetzt Alle durchdringt, kann nicht ewig dauern; aber wir haben doch einmal gefühlt, wie Einem zu Muthe ist, wenn der Einzelne vollkommen aufgeht im Ganzen."

Herr Grandidier drückte die Hand des wiedergewonnenen Freundes. „Mir ist, als ob ich jetzt schon vor meinem Sohne stände," sagte er. „Dem furchtbaren Ernst der Entscheidung gegenüber schwindet jede Spur von Selbstüberhebung, von falschem Stolz, von Dünkel und eitlem Schein; und möge Gott in Zukunft jeden Einzelnen und uns Alle vor der Wiederkehr dieser schlimmen Fehler behüten.

Denn ich habe gesehen, welches Unheil sie anrichten und wie schwer es ist, sich von ihnen zu befreien."

Sie waren mittlerweile zu einem großen, öffentlichen Gebäude in der Lindenstraße gelangt, über dessen Eingangsthür, zwischen preußischen und deutschen Fahnen, eine große weiße mit dem rothen Kreuz herabhing. In diesem Hause war der Sitz des Centralkomites und es dauerte nicht lange, so hatte Herr Grandidier die Erlaubniß, sich dem in wenigen Tagen nach dem Elsaß abgehenden Transport anschließen zu dürfen.

Indem sie wieder heraustraten, blieb Herr Grandidier stehen. „Wissen Sie," redete er seinen Begleiter an, „welcher Gedanke mir eben schwer auf's Herz fällt? Daß das Glück, ja schon der mindeste Strahl des Glückes selbstsüchtig macht! So sehr, daß ich des Mannes vergessen konnte, der alles Leid treulich mit mir getheilt hat und nun unglücklicher ist als ich selber. Sie kennen das Schicksal Glöcklin's?"

„Nur zu gut," versetzte Fritz Scharf, „ich sah ihn wenige Tage nach dem Verschwinden seiner Tochter. Ich gab mir damals alle Mühe, den Weg, welchen sie genommen, oder den Aufenthalt, welchen sie

gewählt haben möchte, zu erforschen; aber es war vergeblich. Nach den Aeußerungen, welche man von ihr bis zuletzt vernommen, muß sie sich nach Frankreich gewendet haben. Sie muß mitten in den ausbrechenden Krieg gerathen sein und wer weiß, ob das blutige Getümmel desselben sie nebst dem Knaben nicht längst schon verschlungen hat. Nichts, was auch nur entfernt auf sie hätte hindeuten können, habe ich während meiner wiederholten Besuche auf dem Kriegsschauplatz in Erfahrung bringen können. Und wie trägt es Glöcklin?"

„Er ist still und spricht nicht davon; denn, mein lieber Herr Scharf, was ein Vater fühlt, der sein Kind verloren hat, wer könnte das auch aussprechen?" Er schwieg eine Weile, dann fuhr er fort: „Aber kommen Sie; wir sind hier nicht mehr weit von meiner Fabrik und ich bin sicher, daß wir ihn dort treffen werden."

Zum ersten Mal wieder betrat jetzt Herr Grandidier seine Fabrik. Sie arbeitete augenblicklich nur mit halber Kraft; aber dennoch schlug ihm das Herz höher, als er die ehemalige Stätte seiner Thätigkeit wieder sah.

Er kam sich jünger und kräftiger vor, eine Art langentbehrten Heimatgefühls bemächtigte sich seiner;

die alten Ideale lebten neu auf, die Tage, wo der Glanz der Firma „George Grandidier“ ihm über Alles gegangen war. Als sie die Thüre des Zimmers erreicht, in welchem Glöcklin sein Bureau hatte, blieb er stehen. „Der ist auch wie ein Soldat,“ sagte er; „mit wundem Herzen hält er aus auf seinem Posten und thut seine Pflicht.“

Drittes Kapitel.

Nachricht von Helene.

„Es ist gut, daß ihr kommt," rief Glöcklin den Beiden entgegen; „es wäre zu viel für mich allein gewesen."

„Was hast Du?" fragte Grandidier, indem er besorgt in des Freundes Antlitz schaute.

„Nachricht von Helene!" erwiederte dieser und reichte dem Freunde ein Blatt, welches neben ihm auf dem Tisch gelegen hatte. Dann ließ er sich wieder auf seinem Stuhl nieder, und die beiden Anderen lasen die folgenden Worte eines aus Wendenheim an Glöcklin gerichteten Telegramms:

„Eduard Grandidier beauftragt mich, als ganz sicher mitzutheilen, daß Helene mit ihrem Knaben sich in Straßburg befindet. Brief mit der nächsten Post."

Unterzeichnet war das Telegramm mit einem deutschen Namen, welchen Herr Grandidier nicht kannte.

„Wer ist der Absender?“ fragte er.

„Ein Pfarrer aus der Umgegend von Straßburg; ein braver Mann, bei dem ich manchmal an Sonntagnachmittagen mit den Kindern gewesen bin. Er hat sie heranwachsen sehen und immer sehr lieb gehabt. Ich erinnere mich noch wohl, wie er Helenen oft gesagt hat, indem er ihr blondes Haar sanft streichelte: ‚Nicht so heftig, liebes Kind, nicht so heftig! Man kommt mit Gelindigkeit eher an das Ziel!‘ — Ach, ihr ist ein anderes Ziel bestimmt gewesen und ich fürchte, sie hat es erreicht.“ Er holte mit einem tiefen Seufzer Athem.

„Aber Du solltest Dich freuen, Glöcklin; und diese Nachricht sollte Dich froh stimmen, nicht kleinmüthig! Du hast seit Wochen keinen andern Wunsch gehabt, als aus der fürchterlichen Ungewißheit erlöst zu werden. Selbst die Kunde von ihrem Tode würde Dir vielleicht weniger schrecklich gewesen sein, als diese beständige Qual. Nun hörst Du, daß sie lebt und hast kein Wort?“

„Es erstirbt mir auf den Lippen. Wenn ich an das Unsagbare denke, von welchem das unglück-

liche Straßburg getroffen worden ist, welches Wort der Hoffnung oder der Freude könnte ich dann noch haben? Und sie mitten darin — meine Tochter und mein Enkel! Wenn es mir schon das Herz zerrissen, Tag um Tag von dem Entsetzlichen zu lesen, von den fürchterlichen Geschossen, welche die Bewohner der Stadt getödtet oder verstümmelt, von den Feuersbrünsten, welche ihre herrlichsten Gebäude zerstört haben, was soll ich nun sagen, daß mein Kind Alles mit erlebt, Alles mit erlitten hat? Wahrlich, jetzt verstehe ich sie! Sie hat nicht unsere Sicherheit theilen wollen, sie hat sich dahin begeben, wo jetzt das Herz jedes Straßburgers ist, und sie wird den Fall Straßburgs nicht überleben. Ich kenne sie. Ich habe sie wiedergefunden, aber nur, um sie zu verlieren, und jetzt auf immer. Das Unglück Frankreichs wird sie tödten. Nein, Grandidier, Du hast nicht Recht gehabt; jener Zustand der Ungewißheit, mit deren Qualen ich meine Nächte genährt, war doch besser, als diese Gewißheit."

„Erwarte doch zuvor, was jener Brief bringen wird," sagte Herr Grandidier.

„Nein, nicht warten," rief Fritz Scharf; „es gibt keinen schlechteren Trost, als warten; setzen Sie sich vielmehr vor, zu handeln. Soll ich Ihnen

einen Vorschlag machen? Wir, Herr Grandidier und ich, treten in wenigen Tagen eine Fahrt nach dem Elsaß an. Ich lade Sie ein, uns zu begleiten. Nach Allem, was man vernimmt, kann der Zeitpunkt der Uebergabe nicht mehr ferne sein, die Stunde der Erlösung muß für Straßburg bald schlagen und dann sind Sie in der Nähe und können selbst sehen, was Sie zu thun vermögen."

Ein stummer, dankbarer Blick Glöcklin's sagte Herrn Scharf, daß sein Anerbieten angenommen worden sei, und nach mehreren Tagen, während die Vorbereitungen zu der Abreise betrieben wurden, viel zu langsam für die Ungeduld des Herrn Grandidier, kam endlich auch der Brief des Pfarrers, auf seinem Wege mannigfach aufgehalten und auf Umwegen befördert.

Er enthielt Folgendes:

Der Pfarrer gab sich zunächst als den Landsmann und Freund zu erkennen, welchen Glöcklin sogleich in ihm vermuthet. Unermüdlich thätig in der Krankenpflege seines Sprengels, hatte er auch Eduard Grandidier besucht, sobald dieser, schwer verletzt, in das Dorf gebracht worden war, und ihn alsdann in sein eigenes Haus genommen. Der Kranke phantasirte heftig und häufig kehrte in seinen Fieber-

reden ein arabischer Name wieder und der Name eines Ortes, welcher, so viel der Pfarrer ausmachen konnte, auf eine der französischen Niederlassungen in Algerien hinwies. Anderen Tages trat ein lichter Moment ein, welchen der Pfarrer benützte, um vorsichtig nach den Wünschen des Leidenden zu fragen. Dieser theilte ihm mit, daß er in dem Handgemenge jenes Ausfalls auf dem St. Helenenkirchhof und kurz bevor er verwundet worden, einen französischen Soldaten in der Uniform eines Turkos wieder erkannt, dem er einst in einem algerischen Dorfe begegnet sei und welcher nachmals durch eine höchst wunderbare Verkettung von Umständen eine Bedeutung für sein eigenes Leben gewonnen habe. Ihm liege Alles daran, Näheres über diesen Mann zu erfahren; es handle sich hier um ein Räthsel, dessen Lösung entscheidend werden könne für das Glück vieler Menschen. Der Pfarrer erwiederte, daß soeben eine Deputation würdiger Männer aus der Schweiz eingetroffen sei, welchen ohne Zweifel seitens des deutschen Höchstkommandirenden die Erlaubniß ertheilt werden würde, die schwergeprüfte Stadt unter sicherem Geleit zu besuchen, um ihren Bürgern persönlich die Sympathie der Eidgenossenschaft auszudrücken und ihren

Frauen, Greisen und Kindern ein Asyl anzubieten. Einen dieser trefflichen Männer, meinte der Pfarrer, dürfe man wohl bitten, Erkundigungen über den algerischen Soldaten einzuziehen, wenn es zur Beruhigung des Verwundeten diene. Und so geschah es. Aber merkwürdig und unerwartet waren die Nachrichten, welche aus der belagerten Stadt zurückkamen.

Von dem Pfarrer geführt, erschien einer jener freundlichen Herren an dem Lager des Kranken, um diesem, da sein Zustand es gestattete, selber mündlichen Bericht zu geben. Er sei nebst seinen anderen Freunden, die sich mit ihm zu dieser Mission vereinigt, zweimal in der Festung gewesen, sagte er, das eine Mal, um die Botschaft der Eidgenossen zu überbringen, das andere Mal, um die Listen Derjenigen in Empfang zu nehmen, für welche freier Auszug erwirkt werden solle. Ein wunderbarer Unterschied in dem Aussehen der Stadt zwischen dem ersten und dem zweiten Besuch sei sogleich zu bemerken gewesen. Sie sah weniger trüb, weniger niedergeschlagen, weniger hoffnungslos aus; es sei gewesen, wie wenn ein Sonnenschein darüber hingegangen wäre. Dreifarbige Fahnen hingen von den Häusern herab — die Botschaft aus Paris

vom 4. September war endlich auch hieher gedrungen und gestern war die Republik erklärt worden. Sogleich sei ein gemeiner Soldat aus den Reihen der von Wörth noch übrig gebliebenen und nach Straßburg hereingeflüchteten Turkos hervorgetreten und habe gesagt, er verlange ein Kriegsgericht, er sei ein geflüchteter Sträfling des Kaiserreichs und habe sich jahrelang unter angenommenem Namen verborgen. Die Sehnsucht nach dem Vaterlande habe ihm in der Fremde keine Ruhe gegönnt; er habe wenigstens da sein wollen, wo die französische Fahne wehe und daher, immer unter fremdem Namen und in fremder Tracht, in einem fernen Winkel Algeriens seine Tage verbracht. Da sei der Ruf des Vaterlandes, beim Beginn des Krieges mit Deutschland, auch zu ihm gedrungen und da habe er sich, auf jede Gefahr hin, mit vielen Eingeborenen seines Bezirks zum Dienste gegen den Feind gemeldet. Jetzt endlich sei das Kaiserreich erlegen und der Republik schulde er die Wahrheit. Er heiße nicht Ben Sadun, sein Name sei Alphons Grandidier; er sei kaiserlicher Beamter gewesen und wegen Kassendiebstahls zum Bagno verurtheilt worden. Es sei ihm zwar geglückt, nach halbverbüßter Strafzeit zu entkommen und unerkannt zu bleiben; aber er stelle

sich jetzt und bitte um Gnade. Ein Kriegsgericht ward berufen und vor demselben erschien Alphons Grandidier. Er erzählte die ganze Begebenheit, wie sie sich zugetragen und verschwieg nichts, weder seine Veruntreuung, noch den Beweggrund derselben, noch die Handlungsweise des Mannes, der sich nachmals als kaiserlichen Agenten entlarvte und ihn und seine Freunde verrieth. Das Kriegsgericht prüfte den Fall und entschied: in Anbetracht des Umstandes, daß er die veruntreute Summe nicht in eigenem Nutzen verwandt habe, daß er sie zu ersetzen beabsichtigt und daß sie wirklich ersetzt worden sei; in Anbetracht ferner des Umstandes, daß seine Strafzeit zur Hälfte verbüßt, daß er inzwischen dem Vaterlande vor dem Feinde mit Auszeichnung gedient und sich hierauf selber gestellt habe: solle Gnade vor Recht ergehen, der Rest der Strafzeit ihm erlassen und Alphons Grandidier, unter Zuerkennung der Ehrenrechte, wieder frei sein. —

Der Freigesprochene war kein Anderer als der Turko, nach welchem auf Eduard Grandidier's Ersuchen der schweizer Deputirte sich erkundigt hatte. Er wünschte denselben zu sehen und es war nicht schwer, ihn ausfindig zu machen. Er hatte die

Nacht Dienst auf den Wällen gehabt und war eben abgelöst worden. Mit Staub bedeckt und das Gesicht von Pulverrauch geschwärzt, erschien er vor dem wohlwollenden Manne, welcher sich seines Auftrags gegen ihn entledigte. Der Soldat ward sehr bewegt davon und sagte, daß eine Person in Straßburg sei, von welcher zu hören den deutschen Offizier und vielleicht noch manchen Anderen sehr erfreuen werde, und wenn der Herr die Güte haben wolle, ihm zu folgen, so werde er ihn dahin führen. Der Schweizer, welchen die näheren Umstände dieser Sache lebhaft interessirten, willigte ein und ging mit dem Turko durch mehrere Gassen und Gäßchen, zuweilen über Schutthaufen fortkletternd, bis zu einem Hause, der Berichterstatter meinte, in der Nähe des zerstörten Temple neuf und dicht an der Münstergasse. —

„Es ist mein Haus!" rief Glöcklin; und eine Pause folgte, bis man weiter las.

Das Haus war zerschossen, gleich allen in der Nachbarschaft und die Bewohner desselben hatten sich in den Keller geflüchtet. In diesen traten die Beiden und sogleich erhob sich ein junges Weib, deren Antlitz beim Scheine der Lampe, die vom Kellergewölbe herabhing, geisterhaft bleich aussah.

Doch ein Schimmer der Freude glitt über dasselbe, als sie den Soldaten gewahrte. „Liebe Helene," sagte er, „hier ist ein Herr, welcher Nachrichten aus der Welt bringt und er wird heute noch Eduard Grandidier wiedersehen." Die Frau wich zurück und ihr Gesicht verrieth, daß die Nennung dieses Namens keine freudigen Erinnerungen in ihr erweckt habe. — „Wie hat George die Nacht zugebracht?" fragte der Soldat. Sie ergriff seine Hand und führte ihn zu einem Lager, tiefer in den Keller hinein, fast an das äußerste Ende desselben, wohin kein Luftzug von der Straße mehr dringen konnte. Der fremde Herr folgte und nun zum ersten Mal fiel es ihm auf, wie schwül, schlecht und ungesund die Luft in diesem Keller sei. Helene lächelte trüb. „Ach," sagte sie, „bei Tage, wenn wir die Thüre ein wenig geöffnet halten können, dann sind wir ganz zufrieden. Aber bei Nacht, wenn wir eingeschlossen sitzen, wenn der Keller überfüllt ist, wenn die Bomben über uns herniederfahren, krachen und zerplatzen und das Mauerwerk zermalmen, als ob es uns lebendig begraben wolle; wenn Minute nach Minute vorüberschleicht und die Nacht nicht enden will und der Kleine verschmachtend nach einer Labung schreit, die ich ihm nicht reichen kann: dann, mein

Herr, sollte einer jener deutschen Helden und Fürsten hier unten sein ..." Ihr Gemahl verwies es ihr, in einem solchen Tone zu reden; der Herr sei hier in einer Mission, deren Gelingen zum größten Theil von dem guten Willen der deutschen Heerführer abhänge; der Anstand und die Klugheit erfordere, daß man ihm seine schwere Aufgabe nicht noch schwerer mache.

Der Knabe, nach welchem Alphons gefragt, lag in einem fieberhaften Schlummer und doch leuchteten die Augen des Vaters, als er seiner wieder ansichtig ward. „Ach, mein Herr," sagte er, „das Gesicht dieses Kindes schwebte mir vor in den Jahren meines Elends und meiner Verbannung; und zu denken, daß ich ihn nun wieder habe! Sei ruhig, Helene, wir werden ihn behalten. Der erste frische Hauch der freien Luft, der erste Strahl der Sonne wird ihn wieder herstellen."

Die Frau sah mit einem Ausdruck unendlicher Dankbarkeit zu ihm auf.

„Wenn Du nicht wärest, Alphons, er lebte nicht mehr! Sie müssen wissen, mein Herr," wandte sie sich an den Fremden, „fast das Einzige, was diesen Knaben noch erhalten kann, ist Milch, und Milch in dieser Stadt — wo wäre die noch zu

haben? Zwar hat die Munizipalität angeordnet, daß die Bürger Straßburgs sich im Genusse der Milch beschränken und was davon erübrigt werde, in die nächstgelegene Apotheke senden sollen, wo der Vorrath auf ärztliche Vorschrift an die Bedürftigen verabreicht wird. Aber bei der außerordentlichen Sterblichkeit der Kinder ist der Andrang ungeheuer und dann die unsägliche Gefahr, mit der man unter dem Kugelregen von einer Straße zur andern gelangt! Es ist jedesmal ein Gang auf Leben und Tod. Man muß sich dicht an den Häusern halten, den Augenblick zwischen einem Geschoß und dem andern abpassen, sich niederducken, wieder aufspringen, um einen Schritt weiter zu thun, immer ängstlich ausblickend, ob nicht neues Unheil droht. Aber noch niemals, an keinem Morgen, hat es Alphons an einem Trunk Milch für den Knaben fehlen lassen." Unvermerkt hatte der Soldat, während Helene sprach, ein Fläschchen, nicht viel größer als ein Medizinfläschchen, aus der Brusttasche genommen, in welcher er es bisher mit äußerster Vorsicht verborgen gehalten, und auf den kleinen Tisch neben dem Bette des Knaben gestellt. Die Nähe des ersehnten Getränkes oder der Geruch desselben schien den Knaben zu erwecken;

er öffnete die Augen, wandte den Kopf und streckte die Hände verlangend aus. Die Mutter hob ihn ein wenig in die Höhe, seine Lippen brannten, er konnte, von Durst gequält, den Augenblick nicht erwarten und versuchte mit der letzten Kraft, welche die Krankheit ihm gelassen, die Flasche an sich zu ziehen. Aber die Mutter sagte begütigend: „Ruhig, Bübchen," gab ihm mit äußerster Sparsamkeit zu trinken und zog das Fläschchen wieder fort, als er es etwa zur Hälfte geleert. „Es bricht mir das Herz," sagte sie, „doch ich muß so thun. Es bliebe sonst nichts für den Rest des Tages und dann die lange, lange Nacht!" Der Knabe weinte, daß es einen Stein hätte erweichen mögen; aber die Mutter blieb unerbittlich — Gott weiß, was es sie gekostet haben mag! Endlich schlief der Knabe wieder ein und Alphons, dem man es lange schon angemerkt hatte, daß er etwas auf dem Herzen habe, kam nun damit heraus. Er fragte den schweizer Herrn mit einiger Befangenheit, ob es nicht möglich sei, in die Zahl der Frauen und Kinder, welche aus der Festung entlassen werden sollten, auch seine Frau und sein Kind aufzunehmen. Da jedoch, ehe der Gefragte Zeit zur Ueberlegung oder zur Antwort finden konnte, erklärte Helene

mit Entschiedenheit, daß sie niemals diesen Platz verlassen werde. Das Leben des Kindes sei in Gottes Hand; es müsse wohl sein Wille gewesen sein, diese grausame Heimsuchung über die Stadt und ihre Bewohner zu verhängen. Sein Wille geschehe; aber auch der ihre sei unabänderlich. Nur Eines habe sie durch viele Jahre verlangt, wieder vereinigt zu werden mit ihrem Manne. Ein Krieg, der bereits unzählige Leichen aufgethürmt und eine Belagerung, von deren Greueln noch späte Geschlechter reden würden, hätten eintreten müssen, um diesen ihren letzten Wunsch an's Leben erfüllbar zu machen. Sie habe kein Recht, sich zu beklagen. Sie habe mitten im allgemeinen Verderben ihr Glück wiedergefunden und sie werde sich niemals freiwillig von demselben trennen. „O," sagte sie, und ordentlich ein Glanz ging über ihr abgehärmtes Gesicht, „welch' ein Tag, jener Tag der großen Schlacht! Ich war erst vor Kurzem in Straßburg angelangt, von einem Strome von Landleuten, welche sich und ihre Habe in die Festung flüchteten, gleichsam mit fortgeführt. Es war nicht mein bestimmter Gedanke gewesen, als ich Berlin verließ, mich nach Straßburg zu begeben. Allein kaum über der französischen Grenze, gerieth ich zwischen die militärischen

Massen, die von allen Seiten heranrückten; ich wäre vielleicht nach Paris gegangen, wenn die Möglichkeit gewesen; aber die Züge verkehrten nicht mehr regelmäßig, die Wege waren von militärischen Transporten, von Truppen, Pferden und Kanonen versperrt — ich mußte zurück und gerieth nach Straßburg. Hier, bei dem gegenwärtigen Besitzer dieses Hauses, welches einst unser Haus gewesen ist, fand ich, trotz der Anzeichen des nahenden Sturmes, freundliche Aufnahme und wir haben seitdem alle Leiden mit einander ertragen. Damals war der Stab Mac Mahon's in dieser Stadt und es war ein glänzendes, fröhliches Schauspiel in den Straßen, mit Musik und bunten, lustigen Uniformen. Plötzlich aber ward es still, alle Truppen waren fort, die große Schlacht ward geschlagen. Frankreich verhüllte sein Haupt in Trauer, aber für mich — o, mein Herr, werden Sie mich nicht verdammen, wenn ich es Ihnen sage? — für mich begann mit dieser fürchterlichen Niederlage ein neues Leben. Still war es an jenem Tage, bis zum Abend. Da auf einmal brauste ein Eisenbahnzug heran; er kam von Wörth, er brachte die ersten Flüchtlinge. Voll waren alle Wagen; ja noch auf den Dächern derselben saßen, auf den Trittbrettern

standen, an den Griffen hingen sie, als der Zug sausend daherfuhr und unter der Halle hielt. Nicht lange, so kam ein zweiter Zug mit Verwundeten und Sterbenden. Der Generalmarsch wurde geschlagen, die Zugbrücken wurden heraufgezogen, die Häuser geschlossen — man glaubte, der Feind sei vor den Thoren. Doch der Anblick, welchen der nächste Morgen uns zeigte, war fast noch schrecklicher, als selbst der des Feindes. Strahlend ging die Sommersonne über Straßburg auf. Die Thore wurden geöffnet, die Zugbrücken herabgelassen, und nun, vom frühen Morgen an, begann, um vor der Nacht nicht mehr zu enden, jener Rückzug der aufgelösten Armee. Erst einzeln, dann bandenweis, zu Zehn, zu Zwanzig, zu Dreißig, dazwischen abermals Verwundete auf Bauernwagen, Kürassiere ohne Helm, ohne Sattel, ohne Waffen, herrenlose Pferde mit Schaum und Blut bedeckt, Artilleristen in zerrissenen Uniformen und endlich, in unabsehbarer Masse zusammengedrängt, die Reste aller Truppengattungen, die gestern bei Wörth gekämpft hatten. Alle Bewohner von Straßburg standen schweigend in den Straßen und zwischen ihnen durch, ein langer Trauerzug, der nicht enden wollte, bewegte sich die Masse der Geschlagenen. Schon war es

später Nachmittag geworden und noch immer war kein Ende. Jetzt kam ein Trupp von ungefähr vierzig Turkos vorüber und nun, als der Eine von ihnen aufblickt, durchzuckt es mich plötzlich wie eine Ahnung, nein, wie eine Gewißheit, die nicht täuschen kann. Außer mir und ohne klar zu wissen, was ich thue, ergreife ich den Knaben, welcher neben mir steht und halte ihn hoch empor. Der Soldat, der eine zerschossene Fahne in der Rechten hielt, ward mit jauchzendem Zuruf begrüßt; denn es war die einzige Fahne des Regimentes, welche gerettet worden war. Aber theilnahmlos, in pulvergeschwärztem Anzug, mit zerfetzter Schärpe, schritt er daher, zuerst den Knaben, dann mich ansehend. Nun aber erkenne ich, daß mein Herz mich nicht betrogen hatte. ‚Alphons!‘ rufe ich und will mich durch das Spalier zu ihm hindurch drängen. Aber sein Blick, indem er mir sagt, daß er es ist, scheint mir zugleich Schweigen zu gebieten, und so zieht er vorüber. Nun aber leidet es mich nicht länger an dieser Stelle, ich eile ihm nach und immer der Fahne folgend, komme ich zuletzt auf den Kleberplatz. Hier erneut sich beim Anblick der Fahne der begeisterte Jubel und tausend Stimmen begrüßen sie mit dem Zuruf: ‚Vive la France, vivent les Turcos!‘ Ein Oberst

tritt vor, nimmt die Fahne aus der Hand des Turkos und schmückt sie mit einem Lorbeerkranz. Für Alle, welche Zeugen dieser Szene gewesen sind, war es ein beseligender Moment unter so vieler Trauer; wie aber könnte ich sagen, was dieser Moment für mich gewesen! Es gelang mir bald, zu Alphons zu gelangen und ich erfuhr vor Allem, was ich wissen mußte: daß er unter dem angenommenen Namen Ben Sadun bei seiner Truppe diene. Nun ist mit dem Sturze des Kaiserreichs auch dieser letzte Rest von Unrecht und Schmach von ihm hinweggenommen worden, nun ist er wieder ganz mein und mit ihm vereint habe ich wieder ein Vaterland! Nein, mein Herr, diese Stadt zu verlassen, wäre nicht nur Feigheit, es wäre Verrath. Hier will ich bleiben und hier das Ende erwarten."

Dieses waren die Nachrichten, welche der Abgeordnete der Schweiz aus Straßburg mitbrachte und welche durch den elsäßer Pfarrer dem Freunde in Berlin, dem Vater Helenens, mitgetheilt wurden.

Viertes Kapitel.

Die Fahrt in's Elsaß.

Endlich, an einem Septembertage, setzte der Eisenbahnzug, auf welchem außer den Herren des Komites auch Grandidier, Glöcklin und Fritz Scharf Platz gefunden hatten, sich in Bewegung. Es ging verhältnißmäßig langsam; denn zahlreich waren die Hindernisse und an vielen Stationen mußte gehalten werden. Man hatte sich einen der Wagen, einen Güterwagen, ganz wohnlich eingerichtet, um darin zu übernachten und die Tage zu verleben. Tische waren darin aufgestellt, Stühle standen umher, die Thüren waren zu beiden Seiten aufgeschoben und ein freundschaftliches, theilnehmendes Verhältniß bildete sich zwischen den Reisenden. Herr Grandidier war den meisten der Komite-

mitglieder bekannt und es erfüllte ihn mit einer freudigen Genugthuung, sich wieder in einer guten Gemeinschaft mit Anderen zu fühlen. Das Schicksal Glöcklin's bekümmerte Alle tief; seine Person und Gegenwart in ihrer Mitte war für sie eine immerwährende Erinnerung an Straßburg und eine beständige Mahnung zur Rücksicht und zur Güte.

Fritz Scharf war, wie überall, so auch hier, bald das Faktotum der kleinen wandernden Gesellschaft; er war der Beobachter, dem nichts entging, und der Sprecher, der Alles kommentirte. Er hatte sich einen eigenen Liebesfonds von Cigarren mitgenommen und gewann unterwegs durch reichliche Vertheilung die Herzen von Freund und Feind.

An einem späten Herbstnachmittage hielt der Zug bei Weimar. Der Zugführer sagte, daß man hier einen Aufenthalt von mehreren Stunden haben würde, und Fritz Scharf schlug vor, die Zeit zu einem Besuche der Stadt zu benützen. Das Erste, was die Gesellschaft sah, war das Doppelstandbild unserer großen Dichter. Der warme goldene Schimmer der Abendsonne war über ihren Häuptern. Es war ein herrliches Licht in den Bäumen, die nicht weit davon stehen: ein Spielen und Zittern von tausend Funken in dem Laube, das selbst schon

in allen Farben des Herbstes glühte. „Dem Dichterpaar Schiller und Goethe, das Vaterland,“ las Fritz Scharf an dem Sockel des Monumentes, und niemals wohl hatte dieß Wort „das Vaterland“ die Herzen der hier Versammelten so mächtig ergriffen, als in diesem Augenblick. An dem Dach von Schiller's Haus war ein Fahnenstock befestigt und an dem Dach von Goethe's Haus war ein anderer; das Brünnlein gegenüber rieselte, wie es in den Tagen Goethe's, wie es gerieselt haben mochte in den Tagen von Auerstädt und Jena. „Du stille Stadt,“ sagte Fritz Scharf, „auch deine Heiligthümer haben wir gehütet und bewahrt und gerettet, indem wir siegten!“

Eine milde, sanfte Abendruhe war ausgegossen über den Häusern und den Gärten und den Hügeln ringsum, als der Zug Weimar wieder verließ. Man fuhr die ganze Nacht hindurch und es war eine herrliche Nacht, und über den Bergen und Thälern Thüringens funkelte der Sternenhimmel.

Am anderen Morgen war man in einer kleinen hessischen Stadt. Ein langer Zug mit Verwundeten hielt auf dem provisorischen Bahnhof vor einem bretternen Stationsgebäude, das nicht viel besser aussah, als ein Schuppen. Die Kranken wurden hier gespeist und viele Bürger aus der Stadt waren

thätig, ihnen das Beste zu geben, was sie hatten. Aber doch war es ein trauriger Anblick und mehr noch ein betrübender. Von Frost geschüttelt, von ihren Wunden gequält saßen die Einen halb aufgerichtet in ihren abgenutzten Uniformen, während die Anderen auf Stroh lagen, mit ihren Soldatenmänteln bedeckt. Theilnahmlos ließen diese, noch vor Kurzem so kräftigen, jugendlichen Gestalten sich hängen, kaum mit einem Blick aus dem halberloschenen Auge dankend, wenn man ihr Lager zu verbessern oder ihnen sonst eine Freundlichkeit zu erweisen strebte.

„Wohin ist der Enthusiasmus, mit dem sie vor wenigen Wochen so fröhlich hinauszogen? wohin wird er bei uns sein, wenn dieser Krieg noch lang dauert?" fragte Fritz Scharf, nachdem er mit einigen von diesen Leuten gesprochen. „Ach, nur das Pflichtgefühl wird uns dann noch aufrecht halten, in welchem nichts mehr ist von dem schönen, freudigen Aufwallen! Wer jemals auf einem der Schlachtfelder gewesen, der begreift wohl, was jener Krieg von dreißig Jahren aus unserem armen Vaterlande machen mußte. Denn der Krieg, wenn er unglücklich geführt wird, zerrüttet den Wohlstand, und wenn er glücklich geführt wird, gefährdet

er die Sitten der Nation. Welch' eine Erbschaft von Rohheit hinterläßt er! Er entmenscht die Menschen. Und zu denken, daß dieß der Kern und die Blüthe unseres Volkes ist, daß die Blutarbeit Tag und Nacht nicht rastet, daß jedem Zug heimkehrender Kranken ein Zug neuer Kämpfer begegnet — und dieß Alles im vollen neunzehnten Jahrhundert. Mir ist zuweilen, als ob, wer das Antlitz des wirklichen Krieges gesehen, niemals mehr lachen könne."

Sie kamen nach Frankfurt und dann nach Mainz. Hier sahen sie den Rhein, der in der Sonne eines neuen Morgens schillerte, so duftig und so schön, wie nur an irgend einem andern sonnigen Herbstmorgen. Unfern der Stadt war das Lager der französischen Kriegsgefangenen. Es war wie eine Phantasmagorie — ein farbenprächtiges, gestaltenwimmelndes Wüstenbild, aber mit dem Hintergrund des Taunus, dem sanften Blau des Himmels und der Lieblichkeit des Herbstes. Landleute mit ihren Gespannen drängten durch die Thore der Festung ein und aus; die Wälle grünten, die Bäume rauschten, und in den Gassen der Stadt, mit Schatten auf beiden Seiten und einem Streifen goldenen Lichtes oben, war eine geschäftige Bewegung. Als unsere Reisenden wieder hinauskamen und den Rhein

sahen, wie er breit und friedlich dahinfloß, da sagte Einer von ihnen: „Lieb' Vaterland, magst ruhig sein, fest steht und treu die Wacht am Rhein!"

Ihre Straße blieb nun immer dicht an den Ufern des Stromes, unter sonnigen Rebgeländen, in deren goldigem Grün manch' eine Traube glühte. An freundlichen Städtchen fuhren sie vorüber, mit gesegneten Weingärten und Weinlauben bis dicht hinunter an den grünen Rhein. Hier, auf einem Felsen, stand ein Schloß in Trümmern, dort den Hügel krönte eine bemooste Kirche und zwischendurch unaufhörlich abwärts die Verwundeten, aufwärts die frischen Truppen.

Es war gegen Abend, als sie nach Worms kamen. Hier hatten sie wieder Aufenthalt; braunschweigische und hannöverische Artilleristen waren dort auf dem Perron, und Fritz Scharf machte gleich ihre Bekanntschaft und gab ihnen den Rest seiner Cigarren. In dem Augenblick, wo die Berliner sich in Bewegung setzten, lief der Zug aus dem Süden ein, den sie hier abgewartet hatten, und eine Kunde, die jener mitgebracht, verbreitete sich rasch auf dem Bahnhof. Die Reisenden bemerkten noch, daß sich in der Dämmerung die Menschen zusammendrängten, wie bei einer Nachricht von

großer Wichtigkeit. „Was ist es?“ fragte Fritz Scharf, und der eine von den Artilleristen hatte gerade noch Zeit, ihm zuzurufen, indem er den Arm hoch in die Luft hob: „Straßburg ist unser!“

Mit diesem Worte fuhren sie in die Nacht hinaus und fuhren lange bis gen Mitternacht. Da plötzlich sahen sie den Himmel geröthet und unter dem Scheine desselben auf beiden Ufern des Rheines die Schwesterstädte Ludwigshafen und Mannheim. Feierlich klangen die Glocken hinüber und herüber, und in das Geläute der Glocken hinein tönte der Donner der Geschütze.

„Es ist vorüber,“ sagte Glöcklin, wie von Einem, der nach langem Todeskampfe gestorben ist; und die Mitreisenden gaben sich stumm und bewegt die Hände. Ihnen Allen war, als ob ein Angehöriger von seinen Leiden erlöst sei.

Man nahte sich bereits am andern Tage der Grenze des Elsaß, als an einer der letzten pfälzischen Haltestellen ein junger Mann von äußerst beweglichem Wesen und mit äußerst anheimelndem berliner Dialekt um die Erlaubniß bat, mitfahren zu dürfen. Er hatte neben sich auf dem Perron ein ganzes Bollwerk von Cigarrenkisten stehen, zusammengebunden mit allen möglichen Dingen, mit Stricken

und Bindfaden, mit einem ledernen Gurt und zuletzt mit einer Zuavenschärpe. Das gab dem ganzen Dinge zugleich ein schmuckes und ein feldmäßiges Aussehen. „Straßburg ist über," sagte er, indem er mit einem Stück Bindfaden zwischen den Zähnen an seinen Paketen schnürte, und ohne Bescheid abzuwarten, hatte er einen Theil seiner Güter im Wagen abgesetzt. „Alles für die Soldaten," rief er, „wenn die Herren nichts dagegen haben — seit gestern Nachmittag fünf Uhr weht die weiße Fahne von dem Münsterthurm. Sie werden begreifen, daß man da Cigarren braucht" — und schon war eine zweite Ladung der ersten gefolgt — „Alles für die Soldaten — und nun, mit Ihrer Erlaubniß, für die Herren Offiziere das Beste, was man hat, mit Ausnahme der Herren Excellenzen Generalscigarren, und wenn Sie mir die Ehre anthun wollen, so öffnen wir gleich davon ein Kistchen." Hiemit, nachdem er die Offizierscigarren untergebracht und die Generalscigarren offerirt hatte, schwang er sich selbst in den Wagen und stand alsbald vor Fritz Scharf. „Joseph," rief dieser, in höchster Verwunderung, „Joseph Fränkel, Sohn meines Freundes Samuel Fränkel in der Heiligengeiststraße! Nein, wie sich so ein Mensch in nicht

mehr als zwei Monaten herausmachen kann! Wollen Sie wohl glauben, meine Herren, daß dieser junge Mann noch vor zwei Monaten nicht drei Worte zusammenhängend sprach, ohne roth zu werden, und nun sehen Sie sich ihn an!“

Der junge Mann kratzte sich hinter den Ohren. „Ja, ja,“ sagte er, „das war im Frieden; aber jetzt haben wir Krieg. Und wie sagt Schiller? ‚Auf sich selber steht er da ganz allein!‘“

Der junge Mann wußte übrigens außerordentlich gut Bescheid in der Gegend, die er sowohl zu Kriegs- als zu Friedenszwecken nach allen Richtungen durchstreift hatte. Das Haardtgebirge, die lachende Landschaft des pfälzer Landes, das Thal mit Rebenpflanzungen ganz in Frühsonne getaucht und in Thau gebadet, trat zurück und hier war die Grenze. Noch forderten an dem Stationsgebäude Schilder in beiden Sprachen die Reisenden auf, auszusteigen und ihr Gepäck visitiren zu lassen. „Sie haben nicht nöthig, sich zu inkommodiren, meine Herren,“ sagte der junge Mann, indem er eine Dampfwolke fröhlich in die Morgenluft hinausblies, „wir brauchen jetzt unsere Cigarren nicht mehr zu versteuern, und hier sind wir im Elsaß.“

Der Zug ging durch eine breite Niederung von

Wiesen und über ein schilfbewachsenes Flüßchen, so klein, daß man es unter seinen Büschen und Bäumen kaum erkennen mochte. „Das ist die Lauter,“ sagte Joseph und, indem er an die Wagenthür nach rechts trat und auf einen Hügel deutete, „das ist der Gaisberg und dort sind die drei Pappeln.“

Der Bahnhof in Weißenburg war mit Militär besetzt. Bayern lagen hier und Alles ringsum starrte von Waffen. Aber der Ernst und die Furchtbarkeit des Krieges schienen durch die Nachricht von dem Falle Straßburgs gemildert; eine gewisse Sonntagsstimmung, wie vor dem Kirchgang, lag auf den Gesichtern der Soldaten und in ihrem ganzen Betragen war zugleich etwas Gedämpftes und etwas Fröhliches. Sie sahen Alle glücklich aus, aber sie waren nicht laut und lärmend dabei. Wie durch einen Trauerflor schimmerte ihre Freude.

Der Platz vor dem Bahnhof glich einem Bivouak und die Soldaten saßen auf umgestürzten Fässern oder auf roh gezimmerten Bänken in der Vormittagssonne. Doch auch hier waren sie still, und wenn sie von Straßburg sprachen, so geschah es immer in einem gewissen gemäßigten Ton und mit einem Ausdruck von Respekt. Einer von ihnen, ein Pionnier, war heute Morgen erst von dort hieher=

gekommen; er hatte den letzten Theil der Belagerung mitgemacht und sein blauer Rock war vom Wetter und Pulverrauch arg mitgenommen. Aber dennoch und trotz des Helmes, den er trug, erkannte Fritz Scharf seinen Mann.

„Bayer!“ sagte er, indem er vor ihn hintrat und ihm in's Gesicht schaute, „seid Ihr nicht einmal in Berlin gewesen?“

Der Pionnier sagte: „Freilich!“ Aber er konnte sich der Gelegenheit nicht entsinnen, wo der Herr ihn oder er den Herrn gesehen haben mochte. —

„Damals hattet Ihr ein schönes gelbes Haar, welches Euch lang über die Schulter herabhing.“

„Freilich,“ erwiederte der Pionnier, halb geschmeichelt und halb im Tone des Bedauerns, daß er sein schönes gelbes Haar auf dem Altare des Vaterlandes geopfert. „Aber es schadet nichts,“ sagte er, „es wird schon wieder wachsen.“

„Das ist gesprochen, wie ein braver Patriot sprechen soll. Aber erinnert Ihr Euch nicht an jenen Abend bei Philipp Krohn?“

Der Name von Philipp Krohn lebte in gutem Gedächtniß bei dem Soldaten und brachte ihn sogleich auf die richtige Fährte. „Ja, freilich,“ rief

er, „jetzt fällt's mir ein. Sie sagten damals: ‚Kinder, vertragt euch! Die Zeit wird kommen, wo Eintracht noth thut!' Nun, sie ist gekommen; und wir sind jetzt wirklich Alle gute Freunde — der Hutmacher, der damals zuerst auf mich losschlug, und der Klempner, der ihm beistand. Ach, wie manches Mal haben wir zusammengestanden in den Laufgräben, bei stockfinsterer Nacht und bis an die Kniee im Wasser. Wenn dann so eine Kugel geflogen kam, dann scherzte der Klempner wohl noch und sagte: ‚Kinder, wenn wir jetzt bei Philipp Krohn wären!' — ‚Ja freilich,' sagte ich dann — ‚ich komme um vor Durst.' — Hierauf, wenn die Kugel geplatzt und wir noch glücklich am Leben waren, zog der Hutmacher seine Feldflasche heraus und sagte: ‚Da, Bayer! aber nicht wieder auf die Preußen schimpfen!' Worauf ich trank und sagte: ‚Niemals wieder!'"

„Und was wißt Ihr von den Uebrigen?"

„Na, der Sachse, der Tapezierer — Sie wissen ja wohl, der immer den großkarrirten Rock trug, der hat den Krieg auch von Anfang an mitgemacht. Ich habe gehört, daß er sich bei Beaumont und hernach bei Sedan gut geschlagen hat und jetzt wird er ja wohl vor Paris stehen."

„Da war auch ein Hannoveraner bei Euch, ein Friseur?“

Der Pionnier schwieg und statt der Antwort scharrte er mit der Spitze seines Fußes in dem zerstörten Rasenboden.

„So ist er auch hinausgezogen mit der deutschen Armee?“

„Mit den Füsilieren des 39. Regiments unter dem Generalmajor von François.“

„Trotz seiner welfischen Gesinnung?“

„Ja, lieber Herr,“ erwiederte der Bayer mit einem Seufzer, „da wird nach der Gesinnung nicht viel gefragt.“

„Und nun?“

„Nun ruht er schon seit manchem Tag, wo kein Mensch ihn mehr wecken kann.“

„Gefallen?“ sagte Fritz Scharf, dem die Nachricht auch zu Herzen ging, „bei Spicheren?“

„Am 6. August, Nachmittags 3 Uhr. Er war einer der Ersten, welche den Fuß auf die Höhe setzten und er fiel dicht hinter seinem General. Dort haben sie ihn am anderen Tage begraben und dort schläft er mit seinen Kameraden — Preußen und Hannoveranern, Kurhessen und Westphalen — Alle friedlich bei einander.“

Der warme Mittagssonnenschein lag auf der Stadt und dem Thal und den Anhöhen. Den deutschen Reisenden, als sie hier zuerst den elsäßischen Boden betraten, als sie durch die Gassen der kleinen Stadt wandelten und die Leute vor ihren Thüren sprechen hörten, war gar nicht, als seien sie in ein fremdes Land gekommen. Alles heimelte sie traulich an, die Landschaft, die Bauart der Häuser, die Sprache. Nur die Gesichter waren finster. Glöcklin sagte zu Grandidier: „Ich muß die Augen niederschlagen vor meinen Landsleuten. Ich glaube stets zu hören, wie sie rufen: ‚Judas! Judas!‘“

„Du mußt den Muth haben, es zu ertragen,“ erwiederte Grandidier. „Du gehst durch eine schwere Prüfung. Aber Du hast zu Deiner Seite das Recht der alten Ueberzeugung. Du hast das Elsaß nicht in der Stunde der Noth verlassen, Du kehrst vielmehr zu ihm in dieser Stunde zurück. Die Geschenke des Zufalls und der Laune sind nicht für selbstständige Naturen. Was diese ihr eigen nennen wollen, müssen sie sich erwerben in hartem Kampfe. Darum sei stark und halte fest!“

Der letzte Theil der Fahrt war wie ein Nachmittagstraum. Man kam durch Wälder, welche tief

und mächtig rauschten; von stillen grünen Wiesenplätzen wehte Heugeruch, Dörfer mit weißen Häusern flogen vorüber. Dann wieder unabsehbarer Wald, mit aufgeschichteten Holzhaufen in den Lichtungen. Dort in jener Richtung hatte vor wenigen Wochen die große Schlacht getobt. Da konnte man hier den dumpfen Donner hören, wo jetzt der Wind durch die Wipfel strich und die Lerche ihr Abendlied sang.

Die Sonne sandte schon schräge Strahlen in das Thal, als der Zug sich Wendenheim nahte. Dieß war die letzte Station. Der weitere Bahnkörper war zu militärischen Zwecken zerstört und noch nicht wieder hergestellt worden.

Welch' ein Kontrast, als man aus den friedlichen Waldregionen auftauchte und nun plötzlich das offene Feld bei Wendenheim vor sich sah — mit zerstampften Aeckern, bunt von Uniformen — mit Hunderten von Bauernwagen, dicht zusammengeschoben, Rad an Rad — mit ungeheuren Feuerstellen, mit Werkstätten, mit Haufen von Bomben, mit Schaaren von Arbeitern und mit Pulvermagazinen, welche durch einsame Posten bezeichnet waren. Darüber hinaus, in weiter Ferne, hatte man schon im Fahren ein mächtiges Bauwerk unterschieden,

welches, über der Ebene emporragend und sie beherrschend, sich scharf gegen den südlichen Himmel abzeichnete. Ein Schrei entrang sich der Brust Glöcklin's. „Das Münster von Straßburg!“ riefen die Männer, die sich an der offenen Thüre des Wagens zusammengedrängt hatten. Beim Rollen desselben hatte Niemand von ihnen die Schmerzensäußerung Glöcklin's vernommen, außer Grandidier. Der drückte ihm leise die Hand und sagte noch einmal: „Muth! Muth!“

Massen von Soldaten waren am Bahnhof in festlicher Erwartung versammelt, um den Zug aus Berlin zu empfangen; unter ihnen war auch der Gardelandwehrmann Karl, welcher von der Ankunft seines Fabrikherrn bereits in Kenntniß gesetzt worden war. Ein freudiges „Hurrah!“ begrüßte die Aussteigenden, welche bald von Freunden und Verwandten umringt waren. Sie kannten zuerst die bärtigen Gesichter kaum wieder, so sehr hatte das Lagerleben, der Wind und die Sonne sie verändert. Aber bald gab es ein Fragen nach der Heimat und ein Erzählen, ein Händeschütteln und zuweilen ein herzliches Lachen; ganz Fremde gesellten sich hinzu, bis Alle sich verwandt und befreundet schienen. Bei solchen Anlässen ging Fritz Scharf immer mit

gutem Beispiel voran; „Kinder," sagte er, „wir bringen euch frischen Proviant," und deutete dabei auf Joseph's Kisten, von denen er eine sogleich öffnen ließ und den Umstehenden darbot. „Auf meine Rechnung, versteht sich," raunte er dem jungen Fränkel leise zu. Doch dieser wollte davon nichts hören; „Alles für die Soldaten!" rief er und lud sie ein, herzhaft zuzugreifen.

Auf einem freien Platze vor dem Dorfe, unter einer breitästigen Linde war ein Marketenderwagen aufgefahren, neben welchem ein munteres Weibchen stand; im Schatten des Baumes war ein Mann beschäftigt, ein eben angekommenes Fäßchen Bier in die gehörige Lage zu bringen und nicht weit davon, auf einem Acker, der zwischen tiefen Wagenspuren nur noch hier und dort einiges kümmerliche Grün zeigte, weidete ein Roß, welches offenbar an nichts Besseres gewöhnt war. Es ging ganz zufrieden daher, obwohl es so dürr war, daß die Sonne hätte hindurchscheinen können. Jetzt aber, als die fröhliche Schaar vom Bahnhof nahte, hielt es plötzlich in seinem betrübten Tagewerk inne, blieb stehen, spitzte die Ohren und stieß etwas aus, was ein Gewieher sein sollte, trotzdem nur Einer es dafür erkannte. Dieser Eine war Fritz

Scharf. „Es ist der Lieutenant!“ rief er. „Bei Gott, es ist der Lieutenant! Ich höre seine Stimme.“ Und dieser Tag, der an Wiedererkennungsszenen so reich war, hatte vielleicht noch keine rührendere gesehen. Er streichelte dem Rosse die Mähne, er klopfte ihm den Hals; und wenn Rosse lächeln könnten, dieses würde gelächelt haben. Es lehnte den Kopf an die Schulter seines ehemaligen Herrn, es schloß für einen Moment seine großen Augen, als ob es sich auf etwas besinnen wolle; und wiewohl es sonst nicht Fritz Scharf's Art war, jetzt hätte er sentimental werden können, wenn nicht zur rechten Zeit das muntere Weibchen dazwischen gekommen wäre. Dem war der Feldzug besser angeschlagen; der Aufenthalt in der freien Luft, der rege Verkehr und vor Allem der Umstand, daß sie keine Miethe zu zahlen brauchte, hatten entschieden belebend und sogar verschönernd auf sie gewirkt. Sie hatte sich endlich mit ihrem „Schicksal“ ausgesöhnt. „Frau Brandt,“ rief ihr alter Chambregarnist, indem er sie in ihrem hübschen, etwas koketten Anzug musterte — „das ist ja die wahre Tochter des Regiments!“

„Sagen Sie lieber die Mutter des Regiments,“ entgegnete Frau Brandt lachend; „nicht wahr,“

und dabei ließ sie ihre dunklen Augen fröhlich über die bärtigen Kriegergestalten gleiten, „ihr Alle seid meine Jungens!“

Der schallende Zuruf: „Vivat unsere Mutter Brandt!“ bestätigte, daß sie nicht zu viel gesagt.

„Es freut mich,“ bemerkte Fritz Scharf, „daß ihr euch hier so nützlich macht. Es ist doch ein anderes Leben, als das Lotterleben, welches ihr in Berlin geführt habt.“

„Und wer war Schuld daran?“ fiel ihm Frau Brandt in's Wort, indem sie zugleich eine verdächtige Bewegung mit der Schulter machen wollte. Doch Fritz Scharf hielt sie zurück. „Bezichtigen Sie Niemanden anders und danken Sie Gott, daß es so gekommen ist. Ich sehe, daß Sie hier ein hübsches Geld verdienen, halten Sie's nur vernünftig zusammen, damit Sie, wenn Sie nach Berlin zurückkehren, eine neue Wirthschaft damit beginnen können. — Ist denn nicht auch unser ehemaliger Hausgenosse, der junge Klempnermeister, bei der Gardelandwehr?“

„Schade, schade,“ versetzte Frau Brandt, „daß Sie nicht ein paar Stunden früher angekommen sind, dann hätten Sie ihn noch sehen können. Sein Bataillon hat bereits Marschordre bekommen. Alles,

was sie hier sehen, Mannschaften und Pferde, Kanonen und Mörser, Alles ist im Aufbruch nach Paris. ‚Frau Brandt,‘ hat er gesagt, als er heute Morgen hier in dem Zelte Abschied von mir nahm, ‚ich ginge lieber nach Berlin als nach Paris.‘ Da habe ich, um ihn über die traurigen Gedanken hinwegzubringen, gescherzt: daß er sich dann aber erst seinen langen Bart abschneiden müsse, sonst werde sein kleiner Junge Furcht vor ihm haben und ihn nicht küssen wollen. Es half aber nichts, er ward noch trauriger. Endlich faßte er sich und sagte: ‚Ja, ja, das ist es eben! Wir thun es für unsere Kinder. Das Vaterland soll Ruhe haben.‘ Und seine letzten Worte waren: ‚Deßwegen ziehen wir nach Paris!‘ — Nach Paris, nach Paris! . . .“ wiederholte Frau Brandt und ihre Augen funkelten. „Wie wird Die sich ärgern, wenn sie hört, daß auch ich mitmache nach Paris!“ Und wieder zuckte sie mit der Schulter; dießmal aber entging sie dem Vorwurfe Scharf's. Denn Herr Brandt war mit seinem Fäßchen in Ordnung und kam jetzt mit dem ersten frischgefüllten Glase zurück. Er sah nicht ganz so schläferig aus, als in dem dunklen Flur des Hauses in der Krausenstraße; hatte auch weder Bettfedern noch Strohhalme mehr im

Haar und seine Gemahlin ertheilte ihm das Lob, daß er gut auf den Dienst passe. Worüber er so vergnügt und zutraulich wurde, daß er das Glas dem Herrn Fritz Scharf kredenzte, welcher nicht weniger thun konnte, als es auf das Wohl der Brandt'schen Eheleute zu leeren.

Das Abendroth begann schon über dem Dorfe zu strahlen, als unsere Reisenden demselben nahten. Sie wollten, wie während der ganzen Fahrt, auch diese letzte Nacht in einem von den Packwagen ihres Zuges verbringen; vorher jedoch in Wendenheim Verabredungen für den folgenden Morgen treffen. Denn hier mußten Wagen genommen werden, um weiter nach Straßbürg zu kommen. Es war die Zeit der Hopfenernte; und wenn man in's Dorf kam, so hätte man nicht glauben sollen, daß man sich im Kriege und auf einem dem Feinde jüngst erst abgenommenen Boden befinde. Die kleinen, malerischen Bauernhäuser, in der Art derjenigen des Schwarzwaldes gebaut, schimmerten noch von der Wärme des Tages; überall, an den Ecken und Stangen, den hölzernen Treppen und den Vordächern hingen starke Büschel Tabak, Maiskolben lagen zum Trocknen aus und auf schrägen Brettern duftete der frisch heimgebrachte Hopfen. Vor den

Thüren, vermischt mit den Frauen und Mädchen des Dorfes, saßen badische Grenadiere, halfen ihnen beim Hopfenzupfen und sangen mit ihnen deutsche Volkslieder, welche sie hier auf der linken Seite des Rheins so gut kannten als drüben auf der rechten.

„Hier noch nicht," flüsterte Karl seinem Herrn zu, welcher oftmals stehen blieb, sei es, um sich dieser lieblichen Bilder zu erfreuen, sei es, weil sein Herz schwer war. „Wir müssen noch ein halbes Stündchen, weiter bis zum nächsten Dorfe."

Fünftes Kapitel.

Die Nacht im Pfarrhause.

Sie gingen nun allein auf der Landstraße, die unter mächtigen Kastanien in nordwestlicher Richtung führte. Es war sanftes Hügelland; und es war still und ward immer stiller, je weiter man sich von Wendenheim entfernte. Hier bemerkte man kaum noch eine Spur des Krieges; man trat offenbar aus dem Ring der Belagerung heraus. Schweigend schritten die Beiden neben einander her. Wiederum blieb Herr Grandidier einige Male stehen. Es schien, als ob er eine Frage auf dem Herzen habe. Doch er sprach sie nicht aus. Kein Wort ward zwischen den beiden Wanderern gewechselt. Nur die Lerche sang hell und einsam über ihnen und das Herz des Herrn Grandidier klopfte stark.

Eben berührte die Sonne den Rand des Hügels zu ihrer Linken, als aus einem Wäldchen von Kastanien ein schlanker Kirchthurm aufragte und bald daneben die weißen Häuschen des Dorfes sichtbar wurden. In einem derselben, welches ganz von Wein umrankt war, fing ein Fenster an zu glühen.

„Dort,“ sagte Karl, indem er gegen das Fenster wies, welches in dem dunklen Weinlaube wie Gold zu funkeln und zu rollen begann.

Eine Bank stand am Wege.

„Hier laß mich ausruhen,“ sagte Herr Grandidier, indem er sich erschöpft niedersetzte. „Wahrlich, es ist ein schwerer Weg gewesen!“

„Soll ich hineingehen?“ fragte Karl.

„Thue, wie Dir Dein Herz gebietet,“ erwiederte Herr Grandidier, und langsam entfernte sich sein treuer Begleiter. Der müde Wanderer aber lehnte sich an den Baumstamm, unter welchem die Bank angebracht war. Er hatte immer gefürchtet, daß ihm die Kraft im letzten Augenblicke versagen würde; doch diese Furcht war es, welche ihn wieder aufrichtete. Leise strich der Abendwind durch den Baumwipfel über ihm; das Feuer im Fenster erlosch, ein Purpur stieg über den Himmel herauf,

und Herrn Grandidier war, wie er hier so ganz allein an dem fremden Orte saß, als ob er ein Bettler am Wege sei.

Da trat aus der Thüre des Pfarrhauses der geistliche Herr, und von ihm geführt ein hoher, schlanker Offizier, welcher den linken Arm in einer Binde trug.

Als Herr Grandidier das sah, da war die letzte Anwandlung seiner Schwäche geschwunden und mit dem freudigen Ausruf: „Mein Sohn! Mein Sohn!" erhob er sich und eilte ihm entgegen. Jetzt erst preßte er ihm die rechte Hand und sagte: „Das war meine Furcht! Aber Gott sei Dank, sie ist unversehrt," — jetzt erst, als Vater und Sohn sich zum ersten Mal wieder umschlungen hielten, kamen die Thränen, — und jetzt sagte der Pfarrer, indem er vielleicht des eigenen Leides um Straßburg gedachte: „Gelobet sei der Herr täglich. Gott legt uns eine Last auf, aber er hilft uns auch. Sela!"

Der Pfarrer ging in das Haus zurück; die beiden Anderen aber, Vater und Sohn, zögerten noch eine Weile auf dem Wege. Herr Grandidier blieb stehen; nachdem die erste Aufregung vorüber, fühlte er wieder die Schwäche und er mußte sich

auf seinen Stock stützen. Jetzt auch ward Eduard zuerst auf diesen Stock aufmerksam und erkannte ihn wieder. Ein wehmüthiges Lächeln glitt über sein Gesicht. „Das ist der alte Freund aus der Kinderzeit,“ sagte er.

„Ja,“ sagte der Vater, „er und ich haben Dir viel abzubitten und darum sind wir zusammen gekommen.“

„O, sprich nicht so, Vater!“ rief Eduard, tief gerührt, indem er mit der Rechten den Stock aus des Vaters Händen nahm und an seine Brust drückte. „Er hat mir manchmal bitter weh gethan, aber ich habe ihn dennoch lieb, den guten, alten Stock! Er gehört zu meinem Leben, wie Du selber, Vater. Wenn er nicht gewesen, wer weiß, was aus mir geworden wäre! Vielleicht bedurfte meine Natur des Widerstandes und der Widerwärtigkeiten; wenn Alles glatt gegangen, wäre sie vielleicht an der Oberfläche geblieben. Dieser da hat mich vertieft,“ schloß er lachend, indem er den Stock seinem Vater zurückgab; „darum halte Du ihn nur in Ehren!“

Sie traten nun auch in das Pfarrhaus und begaben sich in Eduard's Zimmer. Es war ganz voll Abendroth. Es war ein einfaches Gemach

und bescheiden ausgestattet. Ein Bett war da, — das Lager, auf welchem Eduard gelitten hatte und wieder genesen war, — einige hölzerne Stühle standen an den Wänden und am Fenster ein großer Tisch, der mit Papieren bedeckt war. Bleifedern lagen auf demselben umher, Tuschpinsel, Kreidestifte von verschiedenen Farben, — der mannigfache Apparat des Zeichners; und an der Ecke, beleuchtet von dem letzten Strahl des Tages, war ein Bild aufgestellt.

Von Allem, was sich in dem Zimmer befand, war dieß Bild das Erste, was Herr Grandidier bemerkte. „Rose!“ rief er, „Rose Grandidier ... so grüßest auch du mich hier wieder!“ Und er nahm das Bild aus dem Sammetkästchen und betrachtete es lang und gerührt und sagte: „Wenn die Seligen ein Gefühl von dem haben, was hier auf Erden geschieht, so lächelt sie jetzt gewiß auf uns hernieder, in dieser Stunde der Versöhnung!“

Der Purpur am Abendhimmel verblich und die Dämmerung kam und der Abendstern, der Vorbote der tausend anderen Sterne. Die Nacht zog herauf. Vater und Sohn saßen immer noch in der traulichen Stube des Pfarrhauses und sprachen mit einander, wie sie einst gesprochen hatten vor

Jahren, — und immer dazwischen rief Herr Grandidier: „O, was wird die Mutter sagen! Und wie wird sich Bärbel freuen!“ — Und dann ergriff er wieder die rechte Hand des Sohnes und war außer sich vor Glück und Seligkeit.

„So hast Du Dich mit dem Gedanken ausgesöhnt, Vater, daß ich ein Maler bleibe?“ fragte lächelnd Eduard.

„Seit dem Augenblick, wo wir die Nachricht von Deiner Verwundung erhalten, habe ich immer nur einen Gedanken gehabt, immer nur eine Vorstellung, die mich mehr gemartert und gequält hat, als Alles, was vorangegangen war. Ich zitterte vor der Möglichkeit, daß mit dem rechten Arme Deine ganze Zukunft zerschmettert sein könne, und wagte dennoch nicht, mir Gewißheit zu verschaffen. Ich sagte mir, es ist ein Gottesgericht. Wenn durch ein grausames Verhängniß sich nun erfüllt, sagte ich mir, was du selbst einst in der Verblendung deines Willens vergeblich durchzusetzen gesucht hast, wenn das Schicksal sich jetzt zur furchtbaren Vollstreckerin deiner Wünsche macht, — jetzt, wo sich Alles, Alles geändert: dann bist du verurtheilt, — und dann, Eduard, dann ...“

„O, Vater,“ sagte dieser, „auch dann würde

der Augenblick des Wiederfindens mit Dir nicht weniger der schönste meines Lebens gewesen sein. In allem Unglück, welches mich betroffen, und allem Glücke, welches folgte, hat mir immer dieses Eine gefehlt: die Liebe des Vaters! Erst jetzt, seit ich Dich wieder habe, habe ich auch das volle Gefühl der Einigkeit mit mir selber wieder, welches ich in schweren inneren Kämpfen umsonst mir zu erringen strebte. Ich konnte wohl vergessen, daß mein Vater mich aus dem Hause gestoßen habe; aber niemals, wie zärtlich er mich einst geliebt! ..."

„Einst und immer! Er hat nicht aufgehört, Dich zu lieben, — auch da nicht, als er Dich von sich wies, — und wenn er Dir wehe gethan, sich selber that er weher! ..."

Es war ganz dunkel geworden und Eduard hatte das Lämpchen angezündet, — das Studirlämpchen des Pfarrers, welches dieser ihm sorglich heraufgestellt. Bei dem hellen Scheine desselben unterschied man die Blätter, welche auf dem Tische umhergestreut lagen, und Studienköpfe, flüchtig hingeworfene Landschaften und andere Skizzen zeigten.

„Ja, Vater," sagte Eduard heiter, „dagegen läßt sich nun einmal nichts mehr thun! Sobald

ich nur erst wieder die Kraft gefühlt habe, hat sich auch gleich die Lust geregt nach dem alten Handwerk und Handwerkszeug."

Des Vaters Auge war auf ein Blatt geheftet von besonderer Größe und mit einer Gruppe halbfertiger Figuren, von denen eine schon mit besonderer Deutlichkeit hervortrat. Er nahm die Zeichnung vom Tische, hielt sie gegen das Licht, betrachtete sie noch einmal mit großer Aufmerksamkeit, sah dann den Sohn an und rief, indem er auf die Figur hinwies: „Eduard, ich müßte mich sehr täuschen, — oder das ist —" Er stockte, gleich Einem, der sich nicht weiter getraut; als ob, wenn es eine Täuschung, sie festzuhalten besser sei, als die Wahrheit zu erfahren.

Aber Eduard entgegnete: „Nein, Vater, Du täuschest Dich nicht! Er ist es, — wie Du mir ihn tausendmal gezeigt hast mit dem Federhut und der stattlichen Allongeperrücke, mit dem Waffenrock und der Schärpe, mit dem betreßten Wamms und den Reiterstiefeln . . . So sah ich ihn in ferner Kinderzeit, — so war sein Gesicht auf dem Porträt in unserer großen Stube, und so steht er heute noch vor mir in all' seiner Ehre, — Friedrich Wilhelm, der große Kurfürst von Brandenburg!"

Eduard's Blick leuchtete bei diesen Worten von jener herzgewinnenden Freundlichkeit, welche der Vater oft an dem Knaben wahrgenommen hatte, wenn sie zusammen vor dem Reiterbild auf der Kurfürstenbrücke zu Berlin standen — damals, und später niemals wieder.

„Und so denkst Du noch daran?" sagte Herr Grandidier mit einem leisen Schwanken in seiner Stimme.

„Als ich nach meiner Verwundung," erwiederte Eduard, „dort auf dem Bette lag, da kam Alles zurück, — ich erlebte meine Kindheit und Jugend noch einmal, — aber wirr durcheinandergeworfen, Jahre wurden zu Minuten und Gestalt auf Gestalt jagte vorüber, und es zog und zog und zog, als ob es niemals enden wolle. Es war eine Marter, die ich nicht beschreiben kann. Mein Hirn fieberte, meine Lippen brannten, der Durst verzehrte mich. Vergangenes ward, als ob es gegenwärtig, Gegenwärtiges, als ob es vergangen sei, — und Tag und Nacht und immerfort in meinen Traum hinein donnerten die Geschütze von Straßburg, — und das bleiche Gesicht, welches ich zuerst am Rande der Sahara gesehen, wollte nicht weichen . . . und da kam es wieder, zusammen mit

jener furchtbaren Nacht, unter den Wällen von Straßburg, — und es war noch bleicher, als die schweflichten Blitze der Schlacht es beleuchteten ... und plötzlich war mir, als ob nicht ich, sondern er getroffen würde, — und nun verwehte der Pulverdampf und das Getöse schwieg, und es war nicht mehr der Alphons Grandidier, den ich kannte, sondern der Andere, der vor zweihundert Jahren gelebt hat und von dem Du mir erzählt hast, Vater; und ich war Zeuge, wie sie ihm das Kind entrissen, — und die Qualen, die ihn folterten, folterten mich, und wie er geschrieen haben mag, so schrie ich, ob denn Niemand da sei, um zu retten, Niemand, um zu helfen, — und da sah ich den großen Kurfürsten. Zuerst in Erz, wie er auf der Brücke steht; aber auch das Erz ward lebendig, und wie mein Fieber immer wilder ward, sah ich, wie er auf gespenstischem Rosse sein Postament verließ. Es war die Neujahrsnacht und vom Schlosse schlug es Zwölf. Da sah ich ihn, auf seinem Rosse von Luft getragen, im Scheine des tiefstehenden Mondes, durch die Straßen von Berlin reiten, — überall forschend, ob die Saat aufgegangen, die er gesät. Je mehr mein Blut sich beruhigte, desto ruhiger ward auch die Erscheinung, — ich sah ihn nun-

mehr, wie er, mit den Psalmen David's in der Hand, die hugenottischen Flüchtlinge willkommen hieß in der märkischen Heimat, — und zuletzt sah ich ihn wieder in Erz, still, regungslos, mit dem Lorbeer an den Schläfen, — und nun erwacht' ich zum Bewußtsein. ‚Sie haben stark phantasirt,' sagte der gute Pfarrer, der oft an meinem Lager gesessen; ‚und unter den Namen, welche Sie nannten, war auch der des großen Kurfürsten . . .' Ach, ich wußt' es wohl, ich wußt' es wohl, — und nickte bestätigend mit dem Kopfe, indeß der Pfarrer fortfuhr: ‚Das war ein Mann! Ja, wenn der vor zweihundert Jahren seinen Willen durchgesetzt hätte . . . wie viel Blut wäre geschont, wie viel Elend uns erspart worden! Dann wäre das Elsaß niemals verloren gegangen, und Straßburg und wir Alle hätten dieses Uebermaß von Jammer niemals zu erdulden gebraucht . . .'

„Der Pfarrer schwieg; aber nun fiel es mir wieder ein, was ich ja schon in der Schule gelernt und von Dir, lieber Vater, oft gehört hatte, daß der große Kurfürst auch einmal im Elsaß gewesen ist. — ‚Ja,' sagte der Pfarrer, ‚vor zweihundert Jahren und hier an dieser Stelle.' — Dann holte er eine alte Chronik und las mir daraus vor, wie

der große Kurfürst in's Elsaß gekommen, und wie er überall, insonderheit aber von den Straßburgern als Befreier begrüßt und empfangen ward; wie eine Deputation des Kollegiums der Dreizehner mit dem Städtmeister und zweien Rathsherren ihm entgegenging, begleitet von einer Schaar berittener Patrizierssöhne und vielem Volke beiderlei Geschlechts, — wie die Bürgerwehr ihm zu Ehren unter den Waffen stand, — wie die alten Münsterglocken läuteten und die Böller auf den Wällen Freudensalven abgaben. Das Alles las der Pfarrer, während der Wind den dumpfen Widerhall des Bombardements von Straßburg zu uns hereintrug, und durch jenes Fenster, in weiter Ferne zwar, aber deutlich auf dem Hintergrunde des Himmels, das Dach und der Thurm des Münsters gesehen ward, und zuweilen eine Rauchschicht, die wie schwarzes Gewölk sich herabsenkte. Der Pfarrer aber, mit Weh im Herzen, las weiter, wie der Kurfürst eine Bittschrift der Reichsstadt an den Kaiser gelangen ließ und dabei sagte: ‚daß die Stadt Alles aus den Augen gesetzt und bloß allein auf die Treue gesehen, womit sie Eurer Majestät und dem heiligen römischen Reich verwandt.‘ Und dann schloß der Pfarrer, wie trotzdem der Kaiser

und das Reich den wackern, hochgesinnten Kurfürsten schmachvoll im Stich gelassen habe; wie dieser von dem französischen Marschall Turenne im Treffen bei Türkheim so gut wie geschlagen worden, wie dann der Brandenburger aus dem Elsaß fortgezogen sei, um niemals wiederzukommen, und wie sechs Jahre später Straßburg französisch gewesen."

Herr Grandidier seufzte; und Eduard fuhr nach kurzem Schweigen fort: „Was der Pfarrer gesagt und was er mir aus dem alten Buche vorgelesen hat, machte einen so tiefen Eindruck auf mich, daß ich es gar nicht mehr zu bannen vermochte; es arbeitete fort und fort in mir, fand in der Begegnung des großen Kurfürsten mit den Straßburgern seinen natürlichen Mittelpunkt und formte sich auf diese Weise wie von selbst zu einem Bilde; und sobald ich mit meiner gesunden Rechten den Stift nur wieder führen konnte, fing ich an, es zu entwerfen." Er nahm nun das Blatt, welches der Vater während der Erzählung des Sohnes auf den Tisch gelegt hatte, wieder zur Hand und indem er auf die einzelnen Theile des Entwurfes deutete, sagte er: „Dieß hier im Hintergrund soll Straßburg werden — denn die Zusammenkunft, wie ich aus der Chronik weiß, hat vor der Stadt, auf einer von

den Auen zwischen Rhein und Ill stattgehabt; auf der andern Seite steht das Lager der Brandenburger. Die Gruppe der Straßburger, die sich von der Stadt herbewegt, ist, wie Du siehst, nur flüchtig angedeutet: dieß ist der Städtmeister — Zorn ist sein Name —, dieß sind die Rathsherren, dieß die Berittenen und dieß das Volk in seinen heimatlichen Trachten. Gegenüber, schon etwas mehr ausgeführt und in der Mitte des Bildes, steht der große Kurfürst, neben ihm hier der alte Derfflinger und der Graf Dönhoff, dort der General-Quartiermeister von Berlepsch und rings herum stehen die brandenburgischen Dragoner. Vater!" rief Eduard mit strahlenden Augen, „es soll ein gutes Bild werden, das beste, welches ich noch gemacht!"

„Bravo!" sagte Herr Grandidier, „und kein Anderer wird es erwerben, als ich!"

„Aber es wird ein großes Stück — eine halbe Wand wird es einnehmen!"

„Nun, nun," lachte Herr Grandidier, „wir haben ja Platz in unserem Hause, seitdem der Gletscher nicht mehr darin ist."

„Ach, der gute Gletscher!" rief Eduard. „Und doch war er es, der mich zuerst auf diese Gedanken gebracht hat."

„Das hab' ich wohl gewußt," versetzte Herr Grandidier; „und darum habe ich auch den Maler und die Malerei entfernt, damit Raum werde für Dich und den großen Kurfürsten."

„Topp!" sagte Eduard, „ich male das Bild für Dich!"

„Und ich baue Dir dafür ein Atelier — das schönste, welches irgend ein Maler in Berlin haben soll," entgegnete der Vater.

In solchen Gesprächen verging den Beiden die Nacht. Das Weinlaub flüsterte vor dem Fenster und der junge Tag dämmerte schon, als Vater und Sohn sich endlich trennten, um auszuruhen; aber nur für wenige Stunden, denn der frühe Morgen fand sie schon wieder beisammen.

Sechstes Kapitel.

Auf Straßburgs Trümmern.

Es war ein wunderschöner Herbstmorgen, als man sich zur Weiterfahrt nach Straßburg anschickte. Sommerfäden waren über das Feld gezogen und schimmerten feucht von Thau. Man vereinigte sich mit den übrigen Reisegenossen in Wendenheim. Herzlich war die Begrüßung, mit welcher Eduard empfangen wurde. Mit besonderer Zärtlichkeit und Rührung mußte er immer wieder Glöcklin's Gesicht betrachten; denn es war ein Zug der Aehnlichkeit mit Bärbel in demselben, welchen er früher nicht bemerkt hatte. Als Fritz Scharf die beiden Grandidiers sah, wie sie nun einträchtiglich daher gingen, Eduard am Arme des Vaters, da rief er: „Bravo! Bravo! Das ist ein Anblick, der mein Herz erfreut. Es ist eine weite Reise gewesen, alter

Freund," fügte er hinzu, indem er Herrn Grandidier gutmüthig auf die Schulter klopfte. Er wollte mehr sagen; doch Eduard fiel ihm rasch in's Wort. „Ja wohl," sagte er, „weit genug war die Reise; doch wir sind uns auf halbem Wege begegnet."

Der Bauer aus Wendenheim, welcher den Wagen gestellt hatte, kutschirte selbst, und Grandidier, Eduard, Glöcklin und Fritz Scharf saßen zusammen. Außerdem hatten sie noch drei junge Straßburger aufgenommen, welche bei der Nachricht von der Uebergabe der Stadt aus einer Schweizerstadt gekommen waren, in welcher sie konditionirten. Sehnsucht nach den Ihrigen, von denen sie seit der Belagerung kaum noch etwas gehört hatten, trieb sie herbei. Die jungen Leute sahen still vor sich nieder; sie kannten Glöcklin nicht, er aber kannte sie.

Die Landstraße war außerordentlich belebt. Seit die Kunde sich verbreitet, daß die Thore geöffnet und der Verkehr wieder freigegeben worden sei, drängte sich's von allen Seiten hinein und heraus. Hunderte von Wagen bewegten sich dorthin und Hunderte kamen von dorther; viele von ihnen mit deutschem Militär besetzt, andere mit französischen

Offizieren, welche auf Ehrenwort entlassen worden waren. Die Garnison war gestern schon nach einer anderen Richtung hin in die Kriegsgefangenschaft nach Deutschland abgeführt worden. Schaaren von Mobilgardisten zogen vorüber, manche derselben kaum dem Knabenalter entwachsen. Eltern und Geschwister waren ihnen entgegengegangen, um sie in die Heimat zurückzuführen. Zerstampft zu beiden Seiten der Straße waren die Felder, die Wiesen zu Staub zerfahren, das Grün zerschnitten von den Rädern; die Hufe der Pferde hatten den Segen des Herbstes zermalmt. „Das ist mein Acker,“ sagte der Bauer, indem er mit der Peitsche nach einem breiten Stück Landes wies, auf welchem Munitionswagen standen; „der Hanf und der Klee blühten dort zur Zeit des Plebiszits ...“ Zur Linken blauten im Mittagsduft die Höhen des Schwarzwalds und zur Rechten war der Wald von Mundolsheim. Die Augen Fritz Scharf's feuchteten sich. Er gedachte des Tages, an welchem er zum letzten Male dort oben gestanden und sehnsuchtsvoll hinübergeschaut hatte nach dem Lande, in welchem er sich jetzt befand.

Je mehr man sich Straßburg näherte, desto mehr versank Glöcklin in seine Gedanken. Er

hatte dieß Alles so gut gekannt und es stand in seiner Erinnerung, wie er es vor einigen Jahren gesehen hatte, als er Abschied nahm. Diese Gärten waren voll von Rosen, diese Gelände voll von Wein und Obst gewesen. Hier hatten Landhäuser gestanden. Hier hatte sich damals eine prachtvolle Allee gewölbt von Platanen und Akazien und Linden, die, wenn sie blühten, einen balsamischen Duft verbreiteten und im Sommer den herrlichsten Schatten gaben. Wohin, wohin war das Alles gekommen! Die Gärten waren wüst, die Landhäuser zertrümmert, die Bäume lagen gefällt, quer über den Weg gestreckt, wie gewaltige Leichen. Er barg sein Gesicht in den Händen, als ob er nicht mehr gesehen sein oder selber nicht mehr sehen wolle. Die jungen Straßburger wurden aufmerksam. Sie blickten einander an und Einer von ihnen fragte bescheiden, ob er wohl auch Freunde oder Verwandte in der Stadt habe? Doch Scharf gab ihnen einen Wink, sie möchten nicht weiter forschen.

Der Wagen arbeitete sich mühsam durch trockene Gräben und über Lehmhaufen fort. Hier war die erste Parallele und nur noch vereinzelt waren deutsche Wachtposten aufgestellt, die den Weg wiesen. Dieser

führte jetzt über Grabhügel, welche zum Theil eingesunken, zum Theil aufgewühlt waren; an umgestürzten Leichensteinen und entwurzelten Trauerweiden vorüber. Es war der St. Helenenkirchhof, und hier schnitt die zweite Parallele durch. „Dieß ist die Stelle," flüsterte Eduard seinem Vater zu; „hier war der nächtliche Ausfall, hier bin ich Alphons Grandidier begegnet!" — „Und hier," versetzte Jener, indem er des Sohnes Rechte an sein Herz preßte, „bist Du mir zum zweiten Male gegeben worden. Du mein und Straßburg unser — o Gott, hab' ich es denn wirklich noch erleben sollen?" ...

Hier gewahrte man auch die ersten Straßburger; arme Leute waren es, herausgekommen, um nach ihren Feldern zu sehen und den dürftigen Rest von Erdfrüchten einzusammeln, der ihnen geblieben sein mochte. Sie sahen bleich aus, wie betäubt, und thaten ihre Arbeit wie Menschen, die stets zur Flucht bereit sein müssen vor irgend einer großen Gefahr. Auf den Abhängen eines Hügels jenseits des Wassers, dicht unter den Mauern, saßen Gruppen von Frauen und Kindern. Ihre Gesichter waren die von Kranken und die Frauen trugen Trauer. Die milde Sonne wärmte sie, der blaue Himmel

war über ihnen und die weite Landschaft lag vor ihnen; aber das Erdreich, auf dem sie saßen, ehemals mit Rasen bewachsen, war von Kugeln zerrissen.

Die Zugbrücke war niedergelassen und der Wagen fuhr durch das Thor. — „Kronenburger Thor,“ sagte der Bauer; aber „Porte de Saverne“ stand noch auf dem zerschossenen Gemäuer. Und jetzt war man in Straßburg. Der Wagen hielt. Man mußte Glöcklin wecken; er war wie ein Schlafender. Von Grandidier gestützt stieg er aus und an Grandidier's Arm begann er die schmerzvolle Wanderung. Sie sahen die Stadt, wie sie gestern dem Feinde sich ergeben hatte, wie das Bombardement, der Brand, der Schrecken und der hundertfältige Tod sie gemacht. Ein Athem der Verwesung wehte in den Straßen. Wie nach einer großen Feuersbrunst stieg bald da, bald dort Rauch und Asche auf, und Ruinen von Häusern ragten zu beiden Seiten.

Fritz Scharf und Eduard waren den beiden Alten gefolgt. Die Spuren der Zerstörung verringerten sich, indem man sich aus der Vorstadt entfernte, welche gänzlich in einen Steinhaufen verwandelt worden war. Im Innern der Stadt kam man

durch Straßen, welche bis auf wenige Gebäude verschont geblieben. Doch waren auch hier die Häuser noch geschlossen; nur einzelne Gestalten stiegen aus den Kellern herauf und schlichen an den Wänden entlang.

Man bog jetzt aus einer der Hauptstraßen in ein engeres Seitengäßchen ab und hier wurde plötzlich der Brandgeruch wieder stärker. Jeder Hauch des Windes trug halbverkohlte Reste von Papier umher und mit jedem Schritte trat man auf Schutt, auf Geröll, auf verbrannte Fetzen, auf zerbrochenes Geräth, auf zerschlagene Waffen.

Glöcklin schauderte zurück.

„Ich weiß, welcher Anblick Dich erwartet,“ sagte Grandidier. „Aber Muth, lieber Freund, Muth! Es ist die letzte Station.“

Vor ihnen lag ein herzzerreißender Anblick: die Neue Kirche, das protestantische Gymnasium, die Bibliothek. Die brandigen Mauerreste ragten in die blaue Herbstluft empor, — einige Säulen standen noch, einige Bögen hielten noch, ein einziges großes Fenster leuchtete noch — aber traurig schien die Sonne hindurch und Alles drohte den Einsturz.

In der furchtbaren Nacht, in welcher diese ehrwürdigen Gebäude zu Grunde gingen, waren auch

ein paar Häuser der Nachbarschaft ein Raub der Flammen geworden. Eines derselben hielt sich noch aufrecht. Es war ein altes Haus, mit vorspringendem Balkenwerk, jetzt vom Feuer noch mehr als von Alter geschwärzt. Das Dach und der obere Stock waren herabgestürzt; es stand unsicher auf seinen Füßen und man konnte, wenn man es ansah, den Tag vorausberechnen, an dem es überhaupt nicht mehr stehen würde. Doch schien es in seinen Kellerräumen noch bewohnt und auf der obersten Stufe der Treppe, welche hinauf führte, saß ein Knabe. Müde hing ihm das Haupt herab; doch ein Sonnenstrahl hatte sich mitleidig zu ihm verirrt.

Glöcklin sah beides mit einem Blick: das zerstörte Gebäude und das kranke Kind. „Mein Haus und mein Enkel!“ rief er jammernd. — „O George — George . . .“

Es konnte zweifelhaft sein, wen von Beiden er mit diesem Ausruf gemeint habe — den Freund an seiner Seite, oder den bleichen Knaben, der jetzt, als er seinen Namen hörte, die Augen aufschlug. Aber es waren nicht die hellen Kinderaugen mehr; es war etwas unsäglich Trauriges, oder vielleicht mehr noch Trauererweckendes, Stumpfes, fast

Greisenhaftes darin. Sein Blick irrte zu den Männern hin, die vor ihm standen. Er duldete den Kuß, welchen Glöcklin auf seine kalte Stirne drückte. Nur einmal glitt ein schwaches Lächeln über sein Antlitz, als Herr Grandidier ihm die Hand auf das Haupt legte; und in einem kaum verständlichen Gemurmel kam es über seine Lippen wie „Bärbel". Als Eduard ihm nahte, wandte er sich ab vor der preußischen Uniform.

Die Männer stiegen in den Keller hinab. Er war nur noch von Zweien eingenommen: von einer Frau, die zu Füßen einer Leiche kauerte. Die Leiche war die von Alphons Grandidier und die Frau war Helene.

Trübselig flimmerte noch das Lämpchen an der Decke, kaum so viel Licht verbreitend, um diese jammmervolle Szene zu beleuchten. Helene gab kein Zeichen, weder der Ueberraschung, noch des Schmerzes, als die Männer eintraten. Sie saß stumm und unbeweglich am Boden, die Hände über den heraufgezogenen Knieen zusammengefügt, die Augen unablässig auf das Gesicht des Todten geheftet. Es war an der linken Schläfe und über der Stirn mit einem weißen Tuche zusammengebunden, sonst wenig verändert und fast noch so wie

Eduard Grandidier es zuerst am Rande der Wüste gesehen hatte — sein tiefes Braun, das Erbtheil der südlichen Sonne, leicht angehaucht von der Farbe des Todes.

Ein unsagbares Weh überkam Eduard, als er sich der Leiche nahte. „Alphons," rief er — „Alphons! Und so hörst Du mich nicht mehr! Und so kann ich für das, was Du mir im Leben gewesen, nur einem Todten die Hand drücken! . . ."

Alphons konnte noch nicht lange seinen letzten Athem ausgehaucht haben. Aber es war vergeblich, Helenen zu befragen.

Draußen hörte man das dumpfe Rollen eines Karrens und schwere Schritte nahten der Treppe. Fritz Scharf blickte hinaus und sagte dann zu Herrn Grandidier: „Wir sind rechtzeitig gekommen zum Leichenbegängniß von Alphons Grandidier."

Drei Männer, in einer Art von Uniform, erschienen im Halbdunkel. Sie mochten zu einem jener mildthätigen Vereine gehören, die sich zur Zeit der Bedrängniß in dieser Stadt gebildet hatten, oder von einem derselben gesandt worden sein. Sie trugen einen Sarg herein; ein jämmerliches Ding, selbst für einen Sarg: kaum, daß die rohen, hastig zusammengefügten Bretter über einander festhielten.

Eduard trat zu einem der Dreie, während sie den Sarg niedersetzten. „Es ist, wie es ist, mein Herr," sagte dieser, gleichsam entschuldigend; „wir haben mehr als Einen, mehr als Hundert, Mann und Weib, Greis und Kind, so hinausgebracht nach dem botanischen Garten. Und wenn wir sie hinausbrachten, mußten wir noch Acht geben, daß uns nicht unterwegs eine Granate oder Bombe erwische. Dann hätten wir Alle zusammen liegen bleiben können, die Todten und die Todtengräber."

Es war eine Art von grimmem Humor in diesen Worten. Aber Eduard gab dem Manne nicht Zeit, in dieser Weise fortzufahren. „Wie war es möglich, daß dieser brave Soldat fiel, als Alles oder doch wenigstens das Schlimmste schon vorüber?"

„Das Schlimmste, mein Herr," — erwiederte der Mann, indem er sich offenbar Mühe gab, dem preußischen Offizier gegenüber in einem angemessenen Tone zu reden — „ach, sie haben uns nichts Schlimmes erspart bis zu dem allerletzten Augenblick. Freilich war schon Alles vorüber; aber das hinderte nicht, daß vorgestern Nacht in ein Haus der Nationalvorstadt eine Bombe einschlug, ein kleines, krankes Mädchen in seinem Bette tödtete,

und einen alten Mann von siebenzig Jahren, der an dem Bette wachte, so schwer verwundete, daß er nach einigen Stunden im Lazareth verstarb. Und das kleine kranke Mädchen, mein Herr, war mein Kind, und der alte Mann von siebenzig Jahren, mein Herr, war mein Vater ... Aber, angefaßt, Kameraden, angefaßt.“ Und hiemit wandte er sich gegen seine beiden Begleiter, die neben dem niedergesetzten Sarge standen.

„Sie sind mir noch die Antwort auf meine Frage schuldig,“ drängte Eduard. Denn er sah, daß die Männer Eile hatten.

Die Thränen standen dem Unglücklichen in den Augen. „Ich habe gemeint,“ sagte er, „daß man sich an Alles gewöhnen würde. Sechsundvierzig Nächte und sechsundvierzig Tage lang nichts als Todte, nichts als Todte ... Sehen Sie, mein Herr,“ und er wies nach Helenen hinüber und sprach dieß mit einer leiseren Stimme, „Der da hat sich der Verstand verwirrt und ihr ist am wohlsten dabei ... Haben Sie den Knaben gesehen, der draußen so jammervoll auf der Treppe sitzt? Der Todte, der dort hingestreckt liegt, war sein Vater, und an jedem Morgen, wenn er von den Wällen zurückkam, ging er aus, um Milch für

sein krankes Kind zu holen. Und nun sehen Sie, das Kind lebt und der Mann ist todt.“ Dabei fuhr er sich, wie wenn er etwas vergessen wolle, mit der Hand über die Stirne. „Er, der vor dem Feinde nicht gebebt hatte, holte sich den Tod für sein Kind. Es war ebenfalls vorgestern früh und es war im Morgengrauen, der Kanonendonner wurde schwächer — nur noch vereinzelt flogen die Granaten; aber eine derselben flog dicht vor ihm in der Straße nieder und zerplatzte und ein Splitter zerriß ihm die linke Schläfe ... Da hatte er genug. Sie trugen ihn, zusammen mit dem Milchfläschchen, das er noch unter seiner Jacke barg, hier hinunter. Er lebte noch ein paar Stunden, aber ohne Bewußtsein, und Nachmittags um fünf Uhr, als es hieß, Straßburg habe kapitulirt, da gab er den Geist auf. Ja, ja, mein Herr, das Schlimmste war vorüber; aber da haben sie jenem Kinde noch den Vater und mir haben sie mein Kind geraubt ... Angefaßt, Kameraden, angefaßt.“ Er preßte, um seiner selbst Herr zu bleiben, beide Hände zusammen und knirschte mit den Zähnen.

Die beiden Anderen hatten sich inzwischen der Leiche genähert, um sie emporzuheben.

Jetzt aber sprang Helene vom Boden auf und

ihre Augen leuchteten in der Dunkelheit. Ihre bleichen Wangen rötheten sich und ihre blonden Haare hingen aufgelöst über den Nacken herunter. Mit einer Leidenschaft ohnegleichen warf sie sich über den Todten, umschlang ihn und drückte Kuß nach Kuß auf seine kalten Lippen.

Nicht früher hatte der Vater, niedergeschmettert von den Eindrücken, welche hier auf ihn einstürmten, so viel Kraft und Besinnung gesammelt, um seine Tochter anzureden. Er nahte sich ihr und indem er sie sanft berührte, sprach er: „Helene, Du siehst, daß ich in dieser schweren Stunde bei Dir bin."

Sie schien ihn nicht zu hören.

„Ich bin gekommen, liebe Tochter, um Dich wieder zu mir zu nehmen," fuhr er fort.

Sie richtete sich auf und es schauderte den Vater vor ihrem wild unheimlichen Aussehen. „Rühre mich nicht an," rief sie. Sie kannte ihn wohl, aber sie wich vor ihm zurück. Er streckte die Hand noch einmal nach ihr aus. Aber sie sagte in einem flehenden Tone: „Laß mich, o laß mich! Ich wußt' es wohl, daß Du mit den Preußen kommen und mich holen würdest — aber ich beschwöre Dich, laß mich! Versuche nicht ein zweites Mal, mich von ihm zu trennen! . . ."

„Er ist todt, meine Tochter,“ sagte Glöcklin.

„Todt?“ sagte Helene, das Haupt schüttelnd, und mit einem Lächeln, welches dem Vater durch das Herz schnitt. „Todt, sagst Du? O, nein! Er ist nicht todt — er ist so wenig todt, als Frankreich todt ist. Aber ihr seid gekommen, um ihn mir zu entreißen.“

Die drei Männer, vielleicht aus Ehrfurcht vor dem Schmerze der Wahnsinnigen oder aus Mitleid mit ihr, zögerten noch immer, bis der Eine von ihnen sagte, daß sie keine Zeit mehr zu verlieren hätten. Ordre sei bereits am Morgen gegeben worden, dieses Haus und mehrere andere Häuser in der Nachbarschaft und an vielen anderen Stellen der Stadt ihrer Gefährlichkeit wegen zu verlassen. Es sei besser zu gehen, ehe man vertrieben werde. Kaum jedoch, daß sie Miene machten, Helenen zu entfernen, als auch der Irrsinn ihrem gebrechlichen Körper noch einmal unerhörte Kräfte lieh. Sie setzte sich zur Wehr; die Männer gaben Herrn Glöcklin einen Wink, zurückzutreten. Der Muth versagte ihnen fast; doch sie mußten ihr Werk thun und sie thaten es. Ohnmächtig taumelte das arme Weib zurück; aber der Vater fing sie dießmal mit den Armen

auf und hielt jetzt zuerst die Tochter wieder an seinem Herzen.

Fritz Scharf und Eduard Grandidier allein gaben dem todten Freunde das Geleite nach dem botanischen Garten, nicht weit vom Fischerstaden jenseits der Ill. Dort hatte man während der Belagerung, als sämmtliche Kirchhöfe der Stadt dem feindlichen Feuer ausgesetzt waren, die Todten begraben. Da lagen sie, die Opfer dieses fürchterlichen Kampfes, die Meisten von ihnen nicht einmal Kämpfer, sondern Greise, Weiber und Kinder, die roh gezimmerten Särge, einer über den andern geschichtet, mit nicht mehr als einer Handvoll Erde bedeckt und mit einem hölzernen Kreuzlein besteckt, auf welchem mit schwarzer Farbe der Name des Todten und das Datum des Todestages geschrieben war. Viele Hunderte ruhten hier, unter den Gebüschen an der Mauer; und die Nachmittagssonne schien traurig durch das herbstlich gilbende Laub, als man auch Alphons Grandidier hieher trug. —

Glöcklin war derweil bei seiner Tochter geblieben und Herr Grandidier hatte sich in einem nicht weit entfernten Gasthaus nach Quartier umgesehen. Dieses Haus hatte sich, so gut es gehen wollte, den Fremden geöffnet, obwohl auch es von

der Belagerung hart mitgenommen war. Eine dumpfe Luft war in den Gängen. Glassplitter und abgebröckelter Kalk lagen hoch in den Korridoren. In einigen Zimmern waren die Wände zerstört, in anderen die Decken, in fast allen die Fenster. Nicht ohne Schwierigkeit gelang es, zwei Gemächer nebeneinander zu finden, in denen man einigermaßen geschützt war. Man richtete ein Lager her und Helene, die sich jetzt führen ließ wie ein Kind, sank erschöpft darauf zusammen. Der Knabe wurde neben ihr gebettet. Als Beide schliefen, machten die zwei Alten sich auf den Weg nach der Begräbnißstätte, wo der Sarg Alphons Grandidier's schon in der Reihe der andern stand. Fritz Scharf sprach einige Worte an seinem Grabe. „Schlafe wohl, Alphons Grandidier," sagte er, „schlafe wohl! Du bist es werth, daß wir Dein Gedächtniß in Ehren halten. Deine Schuld war die Schuld Frankreichs und Du hast sie gezahlt. Aber du, Frankreich, — unglückliches Land, durch wie viel Blut wirst du noch wandern müssen, bis du am Ziele bist! . . ."

Der Nachmittag rückte vor. Immer neue Bataillone marschirten in die eroberte Stadt ein. Landwehrsoldaten bezogen die Posten. Als die Leidtragenden von ihrem traurigen Gange zurückkehrten,

waren verschiedene Gegenden der Stadt, ganze Straßen, das heißt, wo früher einmal Straßen gewesen, und einzelne Häusergruppen militärisch abgesperrt; so das Trümmerfeld der Steinstraße, so auch dieser Platz am Neuen Tempel. Hier stand ein preußischer Landwehrmann. Eine Menge von Menschen hatte sich um ihn gesammelt. Er hatte sein Gewehr quer vor einem engen Gang ausgestreckt, welcher, mit geschwärztem Mauerwerk bedeckt, zu einer der gefährdeten Hausruinen führte. Vor ihm stand händeringend ein Weib, vergeblich um Einlaß flehend, und ein Knabe hielt sich an ihrem Kleide fest.

Glöcklin erkannte sogleich sein unglückliches Kind.

„Wir dürfen sie keinen Augenblick mehr allein lassen," sagte Fritz Scharf.

Der Posten, als er Eduard theilnehmend herantreten sah, machte vor seinem Offizier die militärischen Honneurs und suchte sich zu entschuldigen, daß er so hart gegen die Frau verfahren, welche noch immer nicht zum Gehen zu bewegen war. Jetzt ergriff Fritz Scharf ihre Hand und wie ein blasser Strahl irrte es über ihre verstörten Züge.

„Sie hier?" rief sie mit einem schwachen Erinnern. „O, Sie waren immer ein guter und

gerechter Mann, Sie haben niemals böse von ihm, niemals böse von Frankreich geredet. Helfen Sie mir jetzt! Man will mir ihn zum zweiten Male rauben. Man sagt mir, er sei todt. Aber dort liegt er — dort in dem Hause. Lassen Sie mich zu ihm!" Und schmerzlich bittend, fügte sie beide Hände in einander und sah ihn mit feuchten Augen an.

„Helene," sagte Fritz Scharf und beugte sich dann flüsternd an ihr Ohr, als ob er ihr etwas sagen wolle, was Niemand außer ihr hören dürfe: „Sie haben Recht, Helene! Doch Sie sehen, wir müssen der Gewalt weichen. Was vermögen wir Zwei gegen diese Masse? Warten Sie, wir werden eine bessere Gelegenheit finden, wenn der Haufen sich zerstreut hat."

Freudevoll leuchtete das Gesicht der Irrsinnigen auf und vertrauensvoll folgte sie dem Manne, der die verzeihliche List gebraucht hatte, ihrem Wahn zu schmeicheln. Sie ging mit ihm in das Wirthshaus zurück und geduldig saß sie da, ihre Zeit erwartend.

Und der Abend kam. Durch eine Lücke in den gegenüberliegenden Häusern sah man das Münster; groß und hehr über alle Dächer ragte es empor

und jetzt, von seiner halben Höhe bis zu der letzten Spitze des Thurmes, war es ganz in Abendsonne getaucht. Träumend und nachdenklich stand Eduard an dem Fenster, den Wunderbau betrachtend, wie er jetzt in aller Herrlichkeit glühte, und an einer seiner Zacken, hoch in der stillen Abendluft die weiße Fahne trug — die Fahne des Friedens. Das Herz ging Eduard über von Trauer bei diesem Anblick. Er dachte nicht mehr an Bärbel, er dachte nur an Helene, welche nicht weit von ihm zusammengebrochen saß, und an Alphons, welchen sie begraben hatten. „Und dieses das Ende von so viel Liebe, von so viel Treue! Wo, wo gibt es eine Gerechtigkeit für die Leidenden? Was bedeutet den Todten dieses Friedenszeichen dort oben? Kann es sie erwecken? Ach, wohl hat der Lebende Recht! Doch was war die Schuld der Todten und was ist das Verdienst der Lebenden? Wenn Alphons schuldig war, wer könnte dann noch sagen, ich bin rein? Hingebung an einen Freund und die edelste Selbstlosigkeit hatten ihn fortgerissen zu einer That, vor welcher Egoismus und Berechnung ihn behütet haben würden. Sind Egoismus und Berechnung besser, als Hingebung und Selbstlosigkeit? Und wenn — wenn eine dunkle Macht es so an-

geordnet, konnten die Jahre der Buße, der bittern Entbehrung den Schuldigen nicht retten? Opfer versöhnten die Götter des Heidenthums, und wir, wir ..."

Er wollte nicht weiter denken. Immer höher an der Kathedrale und dem Thurm empor stieg der Abendschein, als wolle er nun nach oben entschwinden, von wannen er gekommen; — immer grauer färbte sich die Masse von Stein, immer dämmeriger ward es ringsum und nur die weiße Fahne, hoch und einsam, wie wenn sie aus dem Himmel selber herabwehe, glühte noch von dem Abschiedsblick der Sonne.

Und nun begannen auch die Glocken des Doms ihr Nachtgeläute — es waren noch die alten Glocken, sie hatten während der unheilvollen Zeit geschwiegen und sie läuteten heute zum ersten Mal wieder tief und voll, und Helene erkannte sie, es waren die Glocken ihrer Jugend. „Wir kommen," rief Helene, aus ihren Träumen erwachend, „wir kommen!"

Es waren die Glocken, welche die Kinder einst heimriefen, wenn sie vielleicht draußen bei ihren Spielen sich verspätet. Und während Eduard mit einer Art von Ehrerbietung zurückwich, trat Helene

an das Fenster und sah hinüber nach der Stelle, wo das alte Giebelhaus einst gestanden und wo jetzt nur noch schwankende, halb ausgebrannte Ruinen standen. Sie breitete die Arme aus, als ob sie den schwindenden Tag umfangen wolle, und sein letztes Licht fiel auf ihr Antlitz. Es war ganz ruhig geworden. Nichts von Gestörtheit war mehr darin zu bemerken, nur von einem tiefen, wehmüthigen Verlangen wie Heimweh schien es zu leuchten, als ihre Lippen sich wieder bewegten und leiser als zuvor murmelten: „Wir kommen, wir kommen! ...“ Ganz in Dunkel versanken die Trümmer gegenüber; aber ihr Blick suchte sie noch in der Nacht, bei dem Schimmer des Abendsterns, der jetzt groß und flimmernd darüber aufging.

So nahe stand Eduard ihr und so gerne hätte er ihre Hand ergriffen; doch er scheute sich, sie, selbst durch ein Zeichen des Mitgefühls, zu der harten Wirklichkeit zurückzuführen.

Da schallten unten von der Straße herauf Pfeifen und Trommeln — es war Feldmusik und ein Bataillon Gardelandwehr, von seinem eigenen Regiment, welches in Straßburg einzog. Mit einem gellen Aufschrei, als sie die kriegerischen Klänge vernahm, stürzte Helene zu Boden, bevor Eduard

noch Zeit fand, sie zu unterstützen. Doch sah er wohl, daß sie nicht mehr zu heilen sei; daß sie Heimweh hatte nach etwas, was verschwunden war von der Erde.

Licht wurde gebracht und man trug die Leidende in einem Zustand der Besinnungslosigkeit auf ihr Lager in dem anstoßenden Gemach. Der kleine George blieb bei den Männern, für welche man Matratzen auf dem Boden ausgebreitet hatte. Die verbindende Thüre zwischen den beiden Zimmern ward nur leicht angelehnt und Glöcklin nahm vor derselben Platz, um über seine Tochter zu wachen ... Sie athmete ruhig, sie schlief. Ruhig ward es auch in dem Hause, der Straße, der Stadt — ruhig allmälig in der Stube. Die Natur forderte ihr Recht. Nur Glöcklin wachte noch und trübe brannte die Lampe. Die Stunden der Nacht wandelten ihren gemessenen Gang und mit mächtigem Dröhnen verkündete sie die Thurmuhr vom Münster. Eins, zwei, drei, vier — dann zwölf Schläge — Mitternacht. O, wie langsam, wie langsam und wie ferne noch der Morgen! ... Glöcklin erhob sich unhörbar von seinem Lager und blickte durch die Thür. Da lag seine Tochter, unverändert, wie man sie dorthin getragen, — sie

hätte eine Leiche sein können! Eine Leiche! Der Gedanke durchschauerte ihn. Es ergriff ihn ein Weh, herber als Alles, was er in diesen Tagen empfunden, wie er sie so vor sich liegen sah in dem unsicheren Lampenlicht — es war ihm, als ob er sie festhalten solle, als ob unter ihnen ein dunkler, reißender Strom sei, der sie hinwegtragen werde ... „Helene!“ rief er, seiner selbst fast unbewußt, aus beklommener Seele; und sich ihr nahend, beugte er sich über die Schlafende. War es ein Traum oder hatte sein Ruf sie für einen Augenblick geweckt? „Mein Vater,“ sagte sie, die Arme sanft erhebend — dann sanken sie zurück und sie war wieder stumm.

Aber dem Vater hatte es unaussprechlich wohl gethan, dieses Wort von ihr gehört zu haben. „Vielleicht,“ sagte er, indem er zu seinem Platze wieder zurückkehrte, „vielleicht!“ ... Und sein Herz gab sich der süßen Täuschung hin, wie nach den Stürmen des Lebens nun auch Ruhe kommen werde für sie — wie diese Stadt unter den Segnungen des Friedens sich neu aus ihrem Schutt erheben und seine Tochter noch einmal Freude erleben werde an ihrem Kinde ... Dieß Alles hatte das eine Wort gethan — „Mein Vater!“ ... Er hoffte wieder für sich und das machte, daß er auch wie=

der für sie hoffte. Schmeichlerische Zukunftsgebilde nahten auf den schweren Schwingen der Nacht — ferner, immer ferner schien die Glocke zu hallen, welche den Weg derselben bezeichnete — zuletzt war es wie die schönste Musik und dann war Alles stumm, Alles. Glöcklin war eingeschlafen.

Aber nicht lange — so weckte ihn ein furchtbares Getöse, das wie Donner, ganz in der Nähe, rollte — als ob das Haus über ihm zusammengebrochen wäre oder die Erde unter ihm gezittert hätte. Noch meinte er, zu träumen. Kaum konnte er ja eingeschlafen sein — aber das Morgengrauen kam schon durch die Fenster. Da noch einmal der Donner, noch einmal das Beben . . . „Der dunkle Strom reißt sie fort“ — rief er und jetzt erst war er ganz wach. „Meine Tochter! Meine Tochter!“ schrie er und riß die Thüre zu dem Zimmer derselben auf. Ihr Lager war leer und die zweite Thür, die nach dem Korridor und der Treppe führte, stand offen.

„Grandidier!“ rief nun der Verzweifelnde, zu dem anderen Gemach zurückkehrend. Doch hier hatten die Männer sich auch schon erhoben und waren bestürzt an das Fenster geeilt. Welch’ ein Anblick, der sich ihnen hier bot! Das Haus gegenüber,

das Haus Glöcklin's, war zusammengestürzt — und nichts als eine qualmende Masse von zerrissenem Gestein, aus welchem schwarze Balken und Sparren nach allen Seiten hervorragten, war davon übrig geblieben. „Meine Tochter! Meine Tochter!" rief Glöcklin wehklagend — immer und immer denselben Wehruf wiederholend, ohne daß seine Freunde die Deutung wußten.

Man begab sich hinunter. Der Posten hatte schon alarmirt und von der nächsten Wache zog ein Trupp Landwehrmänner heran, welche die Unglücksstätte rasch umzingelten.

„Was hat sich hier ereignet?" sprach Eduard, indem er, Leichenblässe auf dem Gesicht, und den Arm in der Binde, zuckend vor Schmerz, an den Posten herantrat.

„Herr Lieutenant, zu Befehl," erwiederte der Mann — und mit tiefer Bewegung erkannte Eduard ihn in dem Zwielicht — es war Karl, Karl aus des Vaters Fabrik und sein treuer Kamerad, sein Retter in jener verhängnißvollen Sturmnacht — „Herr Lieutenant, es war die Tochter des Herrn Glöcklin ..."

„Unglückseliger!" fuhr Eduard ihn an, „und Du hast sie hier durchgelassen, trotz des strengen Verbotes?"

„Nein, Herr Lieutenant, ich habe sie nicht durch-

gelassen. Hier stand ich auf meinem Posten und es schlug gerade Vier. Es war fast noch dunkel, da kommt etwas Weißes heran — es schwebt so über die Straße herüber, scheu, wie ein Nachtgespenst. Ich mache mein Gewehr fertig und lasse den Hahn knacken — da bleibt es drüben stehen und nun erkenne ich, daß es ein weibliches Wesen ist, die Haare über dem Nacken herunterhängend und in einem Nachtgewande. ‚Wer da?‘ ruf' ich — hierauf naht es sich schüchtern wieder und sagt: ‚Ein armes, armes Weib, das ihren Gatten sucht!‘ ... Da wird mir weich um's Herz, Herr Lieutenant — ich denke an mein eigen Weib und wenn die mich suchen würde ... Doch ich halte ihr noch mein Bajonnet entgegen und sage: ‚Ja, liebe Frau,‘ sag' ich, ‚wo soll denn Der nun sein?‘ — Indem kommt sie ganz an mich heran und deutet auf das baufällige Haus, und jetzt erst kann ich ihr Gesicht unterscheiden und sehe, daß sie die Frau ist, die ich in Berlin zu Neu-Cölln am Wasser dicht bei der Fabrik so manchmal gesehen und immer bedauert habe, wenn sie so traurig mit ihrem Jungen an der Hand daherging. ‚Aber, liebe Frau,‘ sag' ich, ‚Ihr Mann kann doch unmöglich in dem Hause da sein — das ist ja gar kein Haus mehr und

keine Menschenseele darin.' — ,Doch, doch,' gibt sie zur Antwort — ,sie wollen ihn dort sterben lassen, weil sie seine Feinde sind — er ist krank, sehr krank, ein Granatsplitter hat ihn an der Stirne getroffen; aber ich kann ihn noch retten, wenn Sie mich nur zu ihm lassen wollen ...' Und nun, Herr Lieutenant, nun merk' ich wohl, daß es da oben —" und er deutete mit dem Finger an seine Stirn — „nicht ganz richtig mit ihr ist. Die Aermste! denk' ich — sie hat vor Kummer den Verstand verloren. ,Nein, liebe Frau,' sag' ich, ,da geht kein Weg mehr durch — das darf nicht sein.' — ,So lassen Sie mich wenigstens hier einen Augenblick sitzen,' sagt sie — ,ich bin so müde!' — ,Das kann gern geschehen,' geb' ich zur Antwort — denn sie brauchte mir's nicht erst zu sagen, so hätte ich es ihr wohl angesehen, wie todmüde sie war — und so setzt sie sich dorten hin, auf den großen Stein und ist ganz still und ich gehe hier auf und ab. Auf einmal fängt etwas an zu poltern ... ,Was ist das?' ruf' ich erschreckt und weiche unwillkürlich ein paar Schritte zurück. Denn vor mir das Haus fängt an, sich zu rühren — ich sehe, wie es sich senkt, wie es sich auf die Seite neigt — ich habe gerade noch Zeit, auf die Frau

zuzuspringen — ich will sie beim Arm ergreifen — aber in dem Augenblick hör' ich, wie sie aufschreit: ‚Ich komme!‘ — und in dem nächsten hat das zusammenbrechende Haus sie begraben.“

Der bejammernswerthe Vater rief nach seinem Kind, als ob sie ihn noch hören könne. „Helene!“ schluchzte er, so daß seine ganze, mächtige Gestalt davon erschüttert ward — „warum hast Du mir das gethan? — Aber noch ist Hülfe möglich! Rettet sie, rettet sie!“

Doch ihr konnte Niemand mehr helfen, sie konnte Niemand mehr retten. Als man nach mehreren Stunden mühseliger Arbeit bis zu ihr vorgedrungen war, da fand man sie mitten unter den Trümmern des Vaterhauses, todt, doch nicht entstellt. Sie lag unter einem Balken, der sie im Falle sogleich erschlagen, aber auch gegen jede Verstümmelung geschützt hatte. Sie mußte leicht und schmerzlos gestorben sein. Kein Zug ihres Gesichts verrieth mehr, was sie im Leben gelitten. Es war ein Friede darüber ausgebreitet, wie in den Kindertagen, von denen sie zuletzt geträumt, und ein Lächeln schwebte um ihren Mund, als ob das letzte Wort, welches sie gesprochen, „Alphons“ gewesen wäre.

Letztes Kapitel.

Für immer vereinigt.

Die Sonne eines Oktobernachmittages schien sanft herab auf den Wald, welcher in der zwiefachen Schönheit dieses Lichtes und der eigenen Herbstfärbung stand. Die Kiefern — die heimatlichen Kiefern — waren ernst und grün, wie das ganze Jahr; aber ihre Kronen leuchteten golden und feierlich im Strahle des Himmels und an sie geschmiegt schimmerte der Purpur und das Braun der Laubbäume. Gelbe Blätter lösten sich von den Zweigen ab und sanken, eins nach dem anderen, lautlos auf den Moosboden. Lautlos auch zog der Fluß dahin — der heimatliche Fluß, dessen Bläue man zuweilen zwischen den Lichtungen heraufblinken sah.

Ein solcher Tag war es, als Eduard Grandidier an der Seite seines Vaters dahinschritt — auf dem Wege, den dieser oft, in entfernten Zeiten, als Knabe gewandelt, mit den Bildern einstiger Größe vor sich. Auch Eduard kannte diese Gegend. Oftmals hatte sein Blick sehnsuchtsvoll auf diesem Streifen Waldesgrün geruht, wenn er mit dem Porträt der Unbekannten, deren Geschichte er nun kannte, dort am Rande des Horizontes, das Unbekannte suchte. Etwas Geheimnißvolles schwebte für ihn um diese Wald-, Wasser- und Haidegegend; und auch heute war er unter dem Zauber einer solchen Empfindung.

„Mon Dieu, mon Dieu!" sprach der alte Grandidier, indem er die Hand des Sohnes ergriff, „wer hätte mir damals gesagt, daß wir diesen Weg selbander gehen würden — so glücklich, und unser Glück, damit wir daran glauben können, doch gedämpft und berührt von dem Schatten der Vergänglichkeit, wie dieser Herbstnachmittag! Es ist mir noch immer wie ein Traum!"

Dann ward es wieder still zwischen den beiden Wanderern. Man hörte nur von der Landstraße her das Geräusch von Rädern — es war der Wagen, in welchem Glöcklin und sein Enkel — jetzt eine

Waise! — nach der Villa des Herrn Grandidier fuhren, während dieser und sein Sohn einen Seitenpfad durch das Gehölz vorgezogen hatten.

„Ein Traum, mein Vater!“ nahm Eduard nach längerem Schweigen den Faden des Gespräches wieder auf — „Dorten, weit hinter uns, rollt die Woge des Krieges weiter, und heute —“ seine Stimme stockte — „heute sind es acht Tage, daß wir Helene Grandidier neben Alphons zur ewigen Ruhe gebracht haben. — Welch' ein Weib war sie! Wie königlich ausgestattet mit allen Gaben der Natur und des Geistes! Wie ganz gemacht schien sie, bewundert, geliebt zu werden und zu beglücken ... Und nun dahin ... Weißt Du, Vater, daß mich die Vorstellung nicht mehr verläßt, unter ihrem Bilde Frankreich zu sehen? Wenn auch Frankreich so fallen könnte — sterbend unter einem Trümmerhaufen und erschlagen von einem Geschick, das es doch nicht ganz und nicht allein verschuldet! Ich ertrüg' es nicht, Vater. Ich habe keinen Haß gegen das verirrte Volk gefühlt, als ich die Waffe für mein Vaterland ergriff; und nun sie meiner Hand entsunken ist, fühl' ich nur noch Mitleid! ...“

„Erinnerst Du Dich, mein Sohn, wie Du einst in Deinen Knabenjahren auffuhrest, als ich

Dir von dem Unrecht erzählte, welches Frankreich unsern Vätern zugefügt? Ich mußte Dir damals Deinen Eifer verweisen, indem ich Dich darauf aufmerksam machte, wie das Böse, welches sie uns zu thun gedachten, sich in eine Quelle des Guten für uns verwandelt hat! Das Unrecht der Völker dauert nicht ewig; auch für sie gibt es eine Versöhnung. Laß uns hoffen, mein Sohn, laß uns hoffen, daß Frankreich von diesem tiefen Sturz sich erhebe, weiser und gerechter. Und wer könnt' es dann mit größerer Liebe wieder umfassen, als wir, die wir Beide wohl wissen, was wir ihm verdanken und welche Bande uns einst mit ihm verknüpft haben! Laß uns aber auch niemals vergessen, mein Sohn, um welchen Preis man einen Sieg erringt! Ach, wenn man diese Erfahrung immer festhalten könnte, wie sicher wäre man dann, einzelne Menschen und ganze Völker, vor den Fehlern, die zur Niederlage führen! ..."

Sie waren nun aus dem Walde getreten und vor ihnen am Wasser lag die Villa. Die Wände waren von röthlichem Weinlaub umsponnen und ihre Säulen glänzten im Sonnenschein. Es war das Haus, welches einst, lange bevor es gebaut worden, Eduard in seinen Träumen hier gesehen

hatte — und dort, dort stand auch die Mädchengestalt, die er damals unter der Thüre erblickt ... nicht in Weiß, wie seine Phantasie sie ihm gezeigt ... ach, die Wirklichkeit war herber; sie hatte die Gestalt in Schwarz gehüllt. Bärbel war in tiefer Trauer.

Aber dennoch, als sie den Geliebten sah, stieß sie einen Schrei aus, zugleich des Schmerzes und der Freude, und schluchzend warf sie sich an seine Brust — als ob sie hier einen Ersatz suche für Alles, was sie rings um sich her verloren und als ob sie sonst nichts mehr von der Welt verlange.

Sie war die Erste, welche die Heimkehrenden begrüßte und Niemand bestritt ihr dieses Recht. Die Mutter stand daneben; ihr war es genug, den Sohn zu sehen, und als er sich endlich losriß, um sie in seine Arme zu schließen, da rief sie, den Theuren an sich pressend: „Es ist zu viel, es ist zu viel!“

Später am Nachmittage kamen Süchiers und dann auch Kanzleiraths mit den Kindern heraus. Das Wiedersehen war herzlich. Kein Schatten der Vergangenheit mehr trübte die Stimmung. Der Ernst der Zeit, die große und heilige Sorge für das Vaterland hatte gleichsam die Herzen gereinigt,

so daß keine Nichtigkeit mehr Platz darin fand. Jeder hatte nach Kräften seine Pflicht gethan und Jeder seine Befriedigung gefunden. Man hatte wieder neidlos bewundern und hingebend lieben gelernt, und darin steckt eine läuternde Kraft. Mit aufrichtiger Inbrunst bewillkommte Lottchen den Bruder, an dem sie Vieles wieder gut zu machen hatte. Doch er erleichterte ihr das Wiedersehen, indem er ihr freundlich und gütig entgegenkam. Und Bertha! — die gute Bertha! Wie sie durcheinander weinte und lachte und ihren Bruder um Verzeihung bat!

„Was hast Du mir denn gethan, liebe Schwester?" sagte Eduard, indem sie immer wieder auf's Neue ihn umarmte.

„Nichts, nichts," erwiederte sie unter Thränen; „ich nicht — wahrlich nicht! Aber ich hätte nicht leiden sollen, daß Andere Dir etwas gethan. Du lieber Bruder! ..."

Und der alte Diener und der Kutscher und des Kriegsmanns Karl erröthende Gattin Friederike! Wie die dem jungen Herrn die Hand schüttelten und wie ehrlich die's mit ihrer Freude meinten! Und als nun gar mit der untergehenden Sonne Fritz Scharf einrückte, von Allen, sogar von dem Herrn Kanzleirath, freundschaftlich begrüßt, und als

er Frau Süchier wieder „Bertha“ nannte, so daß Herr Süchier die größte Mühe hatte, einen Anfall verfrühter Laune zu unterdrücken — da wich allmälig der Druck, der auf diesem Kreise bisher gelastet und eine gewisse ruhige Heiterkeit kehrte zurück.

Nur Glöcklin nahm keinen Theil daran. Er konnte nicht vergessen, was er während der letzten Wochen erlebt, es blieb ihm immer gegenwärtig. Ein Gefühl, kalt und grau wie jene Morgenfrühe, war in ihm und das bleiche Gesicht seiner Tochter wich nicht. Er ließ den kleinen George nicht von sich; er wachte über ihn bei Tag, und oftmals in der Nacht erhob er sich, um nach ihm zu sehen. Er hatte ihn auch jetzt an der Hand, als sie zusammen in der Dämmerung saßen, an dem großen Fenster, welches weit über den Garten und die Spree sieht. Der Knabe war still geworden. Er sah blaß und leidend aus. Der Druck dessen, was er in so frühem Alter durchgemacht, lastete schwer auf ihm. Doch wenn man die Beiden mit einander verglich, den starken Mann und das zarte Kind, so mochte man wohl des Gleichnisses vom Sturme gedenken, der die Bäume bricht und den Nachwuchs nur streift.

„Sprich nicht mehr von mir,“ wehrte Glöcklin

sanft dem Zureden des Freundes ab. „Mein Werk ist gethan, meine Zeit gegangen. O, daß auch ich von ihrem Einsturz begraben worden wäre! ... Niemand würde mich dann einen Abtrünnigen nennen, Niemand an der Treue meiner Gesinnungen zweifeln können.“

„Wer wagt es? Wer nennt Dich so? Wer zweifelt an Dir?“

„Still, Grandidier — still! Daß man uns nicht höre! Denn ich selber bin es — ich selber! ...“

„Du!“ versetzte Grandidier — „und doch bist Du, sind es Leute wie Du gewesen, welche, handelnd oder leidend, die neue Zeit vorbereiten halfen.“

„Die neue Zeit!“ wiederholte Glöcklin mit wehmüthiger Betonung ... „Sie bedarf neuer, freudiger Menschen; und ich bin alt und traurig. Ich bereue nichts, aber ich hoffe für mich auch nichts mehr. Und das ist es, was ich beinahe wie einen Verrath empfinde. Oefter als je zuvor erscheint mir die Vergangenheit, erscheinen mir die heimgegangenen Lieben. Ich bin ein Mensch und fühle, was ich verloren — meine Heimat, meine Freunde, meine Tochter, mein Alles ... Sprich mir nicht von dem, was mir geblieben; von dem, was ich gewonnen. Die Zukunft! O, sie war dieser und

aller Opfer werth. Aber für mich ist kein Platz mehr in ihr. Ich kann mich nicht mehr freuen."

„Und Deine Kinder?" sagte Grandidier vorwurfsvoll — „Bärbel, der kleine George? Du warst nie selbstsüchtig, Glöcklin!"

„Ich verdiene das Wort auch jetzt nicht," erwiederte dieser. — „Ja — die Kinder! Ihnen gehört die Zukunft. Ihnen, welche noch verschmerzen und erwerben können. Ihnen, welche die Leichen und die Schutthaufen nicht gesehen haben; und wenn sie sie gesehen haben, doch vergessen werden. Dem neuen Geschlecht, welches dereinst in neuen Häusern auf den Stätten des zerstörten Straßburgs wohnen und welchem, was wir geschaut, nur noch wie eine Sage klingen wird — den Söhnen Derer, welche mit Zorn im Herzen und mit Thränen im Auge das Elsaß zur alten deutschen Heimat zurückkehren sahen! . . ."

„Das sagst Du — Du, der sich von Frankreich losgesagt, lange noch bevor Menschen ahnen konnten, was sich vor unseren Augen begeben hat?"

„Ich traure nicht um Frankreich. Ich traure um meine Heimat und die Todten."

„Und der Lebenden vergissest Du? War das nicht abermals selbstsüchtig von Dir gedacht und

empfunden? Verzeih' mir, mein alter Freund; ich habe wohl ein Recht, mit Dir so zu sprechen. Denn vor wenigen Monaten — mir ist, als seien viele Jahre seitdem vergangen — hast Du selber so mit mir gesprochen. In langen, bitteren Jahren, die am Marke meines Lebens gezehrt, habe ich gekämpft, dieses Gefühl der Selbstsucht zu überwinden. Das Dasein wird erst schön, wenn man weniger an sich und mehr an die Anderen denkt. In der Jugend wird man deß nicht inne; da bedecken ihr eigener Glanz und Schimmer die Leere. Doch wenn dahingezogen, was flüchtig und vergänglich ist, wenn, eine nach der anderen, die Flittern der Welt abfallen, wenn man alt wird, und nichts mehr über das Ende täuscht: dann, dann fühlt man sie! Wenn man für sich selbst nicht mehr hofft, glücklich dann, wer für Andere hoffen kann! Haben wir nicht unsere Kinder und unsere Enkel? Unseren Todten ein treues, liebendes Angedenken; aber den Lebenden unsere helfende Hand, so lange noch Kraft in ihr ist!"

In diesem Augenblick trat der alte Bediente mit zwei schweren silbernen Armleuchtern herein, deren brennende Kerzen plötzlich Helligkeit in dem immer dunkler gewordenen Raum verbreiteten.

„Meine Lieben," wandte sich der Herr des Hauses an den versammelten Familienkreis, indem er zugleich seine Rechte auf das Haupt des kleinen George legte — „die Firma George Grandidier wird nicht untergehen! Als ich an dem Grabe stand, welches sich über den Eltern dieses Kindes geschlossen — als ich diesen Kleinen dastehen sah, mutterlos, vaterlos — da wie vom Himmel kam mir in meinem Schmerze der Gedanke . . . wenn dieses Kind dazu bestimmt wäre, den Wunsch deines Lebens dennoch zu verwirklichen? Ihr wißt es, meine Lieben, daß ich bereits Verzicht geleistet; daß ich mich schon gewöhnt hatte, das von den Vätern ererbte Geschäft — das Geschäft, welches mich und euch Alle groß gemacht hat, in fremde Hände übergehen zu sehen. Aber Gott hat nicht gewollt, daß ein Name verschwinden sollte, der so lange schon in Berlin florirt, als der große Kurfürst die flüchtigen Hugenotten hierselbst aufgenommen. Gott hat es nicht gewollt, sag' ich — und hier, meine Lieben, neben dem alten George Grandidier steht der junge, der George Grandidier der Zukunft. Mit dieser Erklärung adoptire ich ihn zu meinem einstigen Nachfolger!"

Kein Widerspruch von Seiten der Familie er=

folgte. Kein Widerspruch, selbst wenn sie gewollt, wäre möglich gewesen; denn hier stand der alte Herr Grandidier wieder vor den Seinen, wie er jemals vor ihnen gestanden: fest, aufrecht und nicht auf Widerrede gefaßt. Auch beabsichtigte Niemand dergleichen in dieser Stimmung und dieser Stunde; sogar die Frau Kanzleirath fand es ganz in der Ordnung, um so mehr, als ihre Söhne „ja doch studiren sollten!" Sie hatte gleichfalls ihre Lektion gelernt ... daß nämlich das Leben nur sehr Wenigen Alles gewähre; und daß die Uebrigen, so gut es gehen wolle, sich begnügen müßten mit ihrem Theil. Sie hatte demnach endgültig Verzicht geleistet auf die Güter dieser Welt und sich zufrieden erklärt mit der Ehre; zumal seitdem ihren Mann für seine patriotischen Leistungen das blaue Bändchen zierte.

„Nun kann der Osmanie auch nicht lange mehr ausbleiben," sagte Fritz Scharf; „lassen Sie meinen Freund, den Türken, nur erst wieder ein bischen zur Besinnung kommen." Worauf der Herr Kanzleirath erwiederte: „Bitte, zu bemerken, hat gar keine Eile!"

So lange der Krieg dauerte, vermochte Eduard des Glückes, das ihm geworden, nicht recht froh zu werden; und es zuckte ihm jedesmal schmerzlich in

dem wunden, nur langsam heilenden Arme, so oft er von neuen Schlachten und neuen Siegen hörte. Doch er war darum nicht unthätig. Während seine Kameraden da draußen in hartem Ringen den Gegner vollends zu Boden drückten, — welcher, je mehr es auf das Ende ging, um so heldenmüthiger ward — hatte Eduard die Staffelei aufgestellt, die Leinwand gespannt und die Ausführung jenes Gemäldes begonnen, dessen Entwurf er aus dem Elsaß mitgebracht. Er duldete nicht, daß irgend Jemand aus dem Hause sein Werk im Entstehen sehen solle; selbst Bärbel durfte nicht in das Zimmer eintreten, wenn sie aus der Stadt kam. Sie war nämlich, seit der Rückkehr des Vaters, mit diesem wieder in das kleine Haus zu Neu-Cölln am Wasser gezogen, um ihn in seinem Schmerze nicht allein zu lassen, für ihn und George zu sorgen und Beiden noch einmal ihre ganze Liebe zu widmen. —

Da kam ein Tag, ein wunderschöner Tag, so frühlingshaft im März, so sonnig-feucht, so duft- und glanzumflossen ... An diesem Tage läuteten alle Glocken in Berlin und durch die lieblichen Lüfte klang ein schwacher Nachhall weit über das Wasser und ward in der Stille ringsum selbst hier gehört, in der Villa bei Treptow. Auf der Altane

derselben stand Eduard in der Uniform seines Regimentes, und an ihn gelehnt Bärbel. Sie hielt ein Blatt in der Hand, welches sie aus der Stadt mitgebracht hatte, und das Blatt war von einem grünen Lorbeerkranz eingerahmt und darin stand die Depesche, welche die Friedensnachricht brachte ... „Die von Fankreich abgetretenen Gebiete Elsaß und Lothringen werden mit dem deutschen Reiche für immer vereinigt! ...“

„Für immer vereinigt!“ rief Eduard, indem er das geliebte Mädchen an sich zog und einen innigen Kuß auf ihre blühenden Lippen drückte.

Der Nachmittag fand alle Glieder der Familie in der Villa versammelt; auch Glöcklin mit dem Knaben war gekommen.

„Nun sollt ihr mein neues Bild sehen,“ sagte Eduard; „es ist zwar noch immer nicht ganz fertig, aber doch schon so weit, daß ich es zeigen kann.“

Alle traten in das Zimmer, in welchem auf einer Staffelei das Bild stand, aber verhüllt. Die Frühlingssonne schien über den Kiefernwald, in welchem die ersten Spuren des wieder erwachenden Lebens sich regten. Eine feierliche Stille war in dem Gemach und eine fast ängstliche Spannung ließ alle Herzen, die hier klopften, noch einmal den ganzen Druck der

Vergangenheit empfinden, bevor er, mit der Hülle des Bildes gleichsam, auf immer von ihnen genommen werden sollte. Jetzt leuchtete der helle Farbenglanz ihnen entgegen — und jetzt sahen sie den großen Kurfürsten mit seinen Dragonern, und seinen Feldmarschall und seinen General-Quartiermeister, und die gute alte Stadt Straßburg und das Münster, und auf den Wällen die Bürgerwehr und die Fahnen . . . und jetzt! . . . Ein Schrei ging durch die kleine Versammlung . . . und bald hörte man lautes Schluchzen und Ausrufe der Verwunderung und der Freude. Die Figuren der Straßburger waren Porträts und jeder der Anwesenden erkannte sich auf dem Bilde. Der Städtmeister Zorn, welcher den großen Kurfürsten im Namen der freien und reichsunmittelbaren Stadt Straßburg willkommen hieß, war Herr Grandidier in der altväterischen Tracht des siebenzehnten Jahrhunderts. Die beiden Rathsherren waren Glöcklin und der Maler, über dessen Schulter eine junge, liebreizende Bäuerin das Hälschen reckt — es war Bärbel, im kurzen Röckchen, im goldgestickten Häubchen mit langen Bändern und das Mieder mit Schleifen besetzt — ganz so, wie die hübschen Elsäßerinnen in den Dörfern um Straßburg sich noch heute tragen. Eine prächtige Alte

zupft das neugierige Kind aus dem Gedränge zurück; und wer hätte in dieser behäbigen, auf ihr Töchterlein stolzen Matrone nicht sogleich die gute Frau Louise Dorothea wieder erkannt? Das Herz lachte Einem im Leibe, sie zu sehen; aber sie selber weinte. Sie war zu glücklich und zu dankbar. Auch der Oberst war nicht vergessen; er hatte genau die Stelle, die ihm zukam: er führte die Cavalcade der jungen Patrizier an, saß hoch zu Roß und trug die Uniform, welche er zwar für das Leben abgelegt hatte, aber um so mehr berechtigt war, in der Kunst zu behalten: nämlich die eines Obersten der Bürgerwehr. Nicht weit von dem Rathsherrn Glöcklin stand ein Knabe, der die Züge des kleinen George hatte, und weiter zurück, auf einem Hügel, saß eine Gruppe, welche, nach allem Heiteren, was das Bild bot, die gegenwärtigen Beschauer tief und wehmüthig bewegen mußte. Dort, von einer Trauerweide verschleiert, erkannten Herr Grandidier und Glöcklin in ihren weißen Gewändern Rose; und dort erkannten die Uebrigen Helene, wie sie, verklärt lächelnd, mit der rechten Hand Alphons hält und mit der linken hinausdeutet auf die Gruppe im Vordergrund.

„Eduard!“ rief Bärbel, zuerst das Schweigen

brechend, „o Du mein Lieber, wie soll ich Dir jemals danken? Du hast den Traum jener Nacht wahrgemacht, als die Mutter zu mir kam und mich anrufend, sagte: ‚O Bärbel, liebes Kind — wenn die Getrennten wieder beisammen wären, wie ruhig wollt' ich dann schlafen in meinem Grabe!' ... Nun sind sie wieder beisammen — die Todten und die Lebenden — durch Dich!"

„Und wie wir sie dort auf dem Hügel sehen," sagte Herr Grandidier und ergriff die Hand Glöcklin's, der die Thränen nicht länger zurückhielt, „so sollen auch sie für immer vereinigt in unserem Gedächtniß leben."

Eduard sagte, daß er das Bild fertig zu stellen gedenke bis zum Tage des Einzugs — „und unserer Hochzeit," füsterte er der erröthenden Bärbel in's Ohr.

„Ja," sagte der Vater, „und ein Schild laß ich unten in den Rahmen schnitzen, darauf soll stehen: ‚Der große Kurfürst im Elsaß', und zwei Täfelchen oben, auf dem einen soll stehen: ‚30. September 1681' — das ist der Tag, an welchem Straßburg verloren ging; und auf dem anderen: ‚27. September 1870' — das ist der Tag, an welchem Straßburg wieder deutsch ward."

„Es ist zwar nicht durchaus stylvoll,“ sagte mit einem Lächeln Eduard; „aber da das Bild Dir gehört, so kannst Du ja damit machen, was Du willst.“

„Das will ich auch,“ versetzte der Vater in fröhlicher Laune. „Denn ihr kennt ja meinen alten Spruch: ‚Durch, immer gerade durch, sagt Grandidier!‘“

„Gott sei Dank!“ sagte Frau Louise Dorothea, „daß ich das Wort wieder höre!“

„Ja, ja, jetzt hat es wieder einen Sinn,“ versetzte Papa Grandidier, der im Besitze seines Juniors fast selbst wieder ein junger Mann geworden war an Rüstigkeit und Lebensplänen.

Er hatte sich's nicht nehmen lassen, in dem Hause, welches er für den Sohn gekauft, nach seiner eigenen Idee (doch unter strenger Kontrole des bewußten Baumeisters) ein Atelier mit dem allerschönsten Oberlicht herzustellen. Das Haus lag in jener Gegend des Thiergartens, welche damals eben gelichtet ward, und wo jetzt um die Siegessäule die schönen und vornehmen Straßen sich gruppiren, welche nach Bismarck, Moltke und den anderen Helden des Jahres 1870 genannt sind. Tag für Tag, wie einst in seiner Villa, war Herr

Grandidier jetzt dort, um nach dem Bau zu sehen und die Arbeiter zu treiben, daß Alles rechtzeitig zum Empfange des jungen Paares fertig werde. Denn bei Samuel Fränkel in der Heiligengeiststraße wäre kein Quartier mehr für sie gewesen: dieser hatte die Wohnung jetzt selbst nöthig für seinen eigenen Sohn, Joseph Fränkel. Dieser junge Mann hatte sich nämlich im Kriege nicht nur ein hübsches Vermögen gemacht, sondern auch in Speyer in ein hübsches Mädchen verliebt, so daß es hier im Hause gleichfalls eine Heirath gab. Zwar das Atelier, wie Eduard es inne gehabt und zuletzt eingerichtet, konnte Joseph für sein Geschäft nicht brauchen; aber „der liebe Gott wird helfen," sagte der alte Fränkel, als er zusammen mit Herrn Stork — der noch immer der Mann seines besonderen Vertrauens war — die Räume besichtigte — der alte Fränkel mit zufriedenem Schmunzeln berichtend, wie gestern der Herr Grandidier ihn vor seinem Laden angeredet und freundlich die Hand gedrückt habe; Herr Stork aber, seine großen Augen noch größer vor Vergnügen, immer darauf zurückkommend, was für ein herrlicher und berühmter Mann aus seinem Schüler Eduard geworden sei.

Als nun der 16. Juni kam, der Tag des Ein-

zugs der Truppen in Berlin, welcher, außer allen Anderen, auch den fröhlichen Karl gesund und munter wieder in die Heimat zurückbrachte, da war große Freude und viel Leben im Grandidier'schen Hause zu Neu-Cölln am Wasser. Denn morgen sollten Eduard und Bärbel ein Paar werden und Herr Grandidier that es nicht anders, die Hochzeit mußte im alten Familienhause gefeiert werden. Ach, die gute Frau Louise Dorothea, wie sie sich nun belohnt fühlte für Alles, was sie in den Jahren durchgemacht hatte! Und die Vorbereitungen zum Fest zu überwachen — denn das that sie wieder nicht anders! — und alle die frohen Gesichter um sich her zu sehen; keines froher als das des gewesenen Obersten, welcher, nachdem er am Morgen und Unter den Linden drei Stunden lang unaufhörlich Hurrah gerufen, die Nachmittagsstunden in dem befreundeten Kreise verbrachte und für morgen sich Frau Bertha Süchier als Tischnachbarin engagirt hatte.

Bevor der schöne Junimorgen aber erschien, am Abend vorher und tief in die Nacht hinein, strahlte die ganze Stadt in einem Meere von Lichtern und Flammen, zur Feier des Friedens und den Heimgekehrten zum Gruße. Da war kein Thurm

so hoch, daß er die Friedensbotschaft nicht gleichsam hinaustrug in das weite Land. Da war kein Fenster so klein, daß es nicht schimmernd verkündete, was die Bewohner dahinter an diesem Abend empfanden Und spät erst — lange nach Mitternacht — verlor sich die Menge, die bis dahin durch die Straßen gewogt — und langsam erlosch ein Licht nach dem anderen ... und zuletzt ward es ganz still und leer auf den Plätzen, wo noch eben so viel Glanz und so viel Jubel gewesen ... und da kam ein Mann, der sich zuvor lange umgesehen, ob er auch von Niemand beobachtet werde, von dem Schloßplatz daher und schritt nach der Brücke hin, unter welcher die Spree fließt und über welcher der große Kurfürst steht — und sah sich noch einmal um und holte dann unter seinem Rocke hervor einen Kranz aus frischen Lorbeerblättern und beugte sich über das Gitter und legte den Kranz auf das Postament zu den Füßen des großen Kurfürsten nieder.

„Heut," murmelte der Mann vor sich hin, „haben sie Alles erleuchtet und Alles bekränzt in Berlin, nur an Dich hat Niemand gedacht. Aber Du sollst darum nicht leer ausgehen, Du sollst sehen, daß Einer nicht vergessen hat, was Du für ihn und für uns Alle gethan hast — daß

Einer Dein Angedenken in Ehren hält und Dich heute nennt und immer nennen wird den Wohlthäter der Grandidiers!"

Dann entfernte sich der Mann, langsam und bedächtig, wie er gekommen, die Königsstraße hinab, bis zur Klosterstraße, durch welche er seinen Weg nahm nach Neu-Cölln am Wasser. Hier aber, bevor er sein Haus erreicht, blieb er noch einmal stehen. Denn nun begann von der Parochialkirche, erst in einzelnen Tönen, dann immer voller das Glockenspiel und feierlich, während Herr Grandidier die Hände faltete, scholl es in wunderbarer Deutlichkeit durch die stille Nacht hin: „Nun danket Alle Gott!"

Lebensmosaik.

Novelle von

Bertha Augusti.

(B. Schoeler.)

Preis brosch. M. 3. — fein gebunden M. 4. —

Aus bunten Steinen von reicher und glänzender Farbe, tief dunkel und hell leuchtend, setzt sich dieß Lebensbild zusammen, wie eine kunstvoll gefügte Mosaik. Eine Jugendliebe von tiefster Innigkeit, welche die Hand des Schicksals zerreißt, die aber stark genug, um alle Wechselfälle des Lebens zu überdauern, führt zwei Herzen zusammen, die für einander bestimmt sind und, wenn auch getrennt, sich wieder und wieder finden müssen. Der Autor, der auf interessantem Hintergrunde seine an Sensationellem reiche Geschichte aufbaut, hat ihr doch den vollen Zauber poetischen Reizes bewahrt, den die realistische Sensation so oft ihren Gebilden raubt, und so wird man die Geschichte zu denen zählen dürfen, die man nicht bloß einmal um ihrer Fabel willen durchfliegt, sondern die man wieder und wieder mit vollem geistigem Genusse liest.

Der Vampyr.

Novelle aus Bulgarien

von

Hans Wachenhusen.

Preis broschirt M. 4. —; fein gebunden M. 5. —

Orientkundig und namentlich auch mit den Balkangegenden bekannt durch seine Theilnahme an dem vorigen russisch-türkischen Kriege, schildert uns Wachenhusen in dieser überaus spannenden Erzählung die alte bulgarische Zarenstadt Tirnowa, den romantischen Schauplatz derselben. Die rechtlosen Zustände der christlichen Bevölkerung, die Gewaltherrschaft der Gouverneure, die Konflikte zwischen Beiden sind der auch ethnographisch so fesselnde Untergrund dieses kleinen Romans, den der Verfasser aus der Erinnerung nach thatsächlichen Erlebnissen eines jungen Abenteurers hier wiedergibt, durchwebt mit der Schilderung bedauernswerther, für uns oft kaum glaublicher Kulturzustände jener in fünfhundertjähriger Knechtschaft verwahrlosten christlichen Stämme.

Rodenberg, Julius,

Die Grandidiers ein Roman aus der französischen Kolonie

Bd.: 3. Band

Stuttgart ; Leipzig 1879